

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

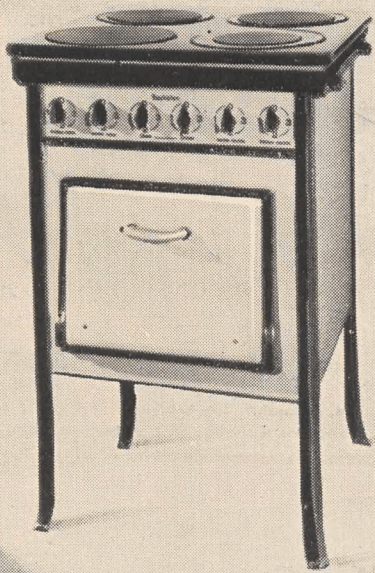
Aus dem Inhalt:

- Odo Ritter:
Zum Land der 1000
Seen
- Werner Rittich:
Drei junge Pommern
- Hans Engel:
Pommersche Musik vor
300 Jahren
- Paul Neumann:
Metternich als
Kolonisator
- Gedichte von
Krieger, Zerkaulen,
Dittmer u. a.
- Erzählungen
Anekdoten
Rätsel
Romanfortsetzung
u. v. a. m.



STETTIN
JULI 1935

in der Strandburg
Fot. Tölle



Die Rufung ist wichtig:
Es kostet multtrif,
dann sparen is
Zeit, Arbeit und Geld!

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

6. Jahrgang

Stettin, Juli 1935

Heft 6

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 282 95-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

Nächtliche Fahrt

*Der Kahn schmiegt sich ins kühle Wallen,
hoch blaut das Kuppeldach der Nacht.
Die fernen Ufer weich verhallen.
Sternlegionen sind entfacht.*

*Sie tropfen auf den feuchten Spiegel,
der wellt sich, schlürft ihr goldnes Harz.
Die Ruder öffnen Zauberriegel
mit jedem Zug und blinken schwarz.*

*Die Wolke, die den Mond umhegt hat,
bricht schimmernd auf und knospenzart,
bis alles Licht sich hingelegt hat,
und glanzversponnen geht die Fahrt.*

*Die treuen Dollen ächzen leise.
Sonst ist es domstill weltenweit.
O könnte münden solche Reise
im Hafen der Unendlichkeit!*

Arnold Krieger

Zum Land der 1000 Dämme

Wir dampfen in die Ostsee

Wenn eine sommerklare Sonne über den Hafenanlagen Stettins steht — wenn zudem ein sanfter, fast zu sanfter Südwest nur flache Rippeln auf den Wasserspiegel malt: dann weiß man bereits, daß eine Dampferfahrt in die Ostsee Tage der Erholung und der vielfartigsten Abwechslung bescheren wird. —

Paktkontrolle — Gepäckrevision — die üblichen Formalitäten! Letzte Ladung versinkt im Bauch des Vorder Schiffes, einige Kommandos, dann ist alles klar, die Fahrt nach Reval beginnt. Hafen, Oder, Haff liegen bald hinter uns. Durch die Kaiserfahrt geht's, an Swinemünde vorbei, dessen Leuchtturm noch lange sichtbar ist, ehe er in die Dämmerung des Horizonts untertaucht.

Man behauptet oft, die Reise mit einem Fracht-Passagierdampfer müsse langweilig sein, da es an Unterhaltung, an Abwechslung, an Weitläufigkeit der Decks, überhaupt an münchenswerter Annehmlichkeit mangle. Weit gefehlt! Gewiß lassen sich keine Vergleiche aufstellen mit den komfortablen Ozeanriesen. Gewiß ist die Zahl der Passagiere verhältnismäßig gering. Dafür

aber wächst in den Tagen der Fahrt eine Art Gemeinschaft heran, die von sich aus eine Menge froher Stunden beschert, die zusammenführt zu Spielen verschiedenster Art und zu anregenden Plauderstunden. Ein halbes Dutzend und mehr Nationen sind in dieser Gemeinschaft vertreten — Sprachen schwirren durcheinander — und doch gelingt es immer (und sei es mit Hilfe der Zeichensprache), sich einander verständlich zu machen. —

An einem Freitagnachmittag dampfte unsere „Straßburg“ aus dem Stettiner Hafen, Sonnabend und Sonntag durchschnitt sie die ruhigen Wasser der Ostsee. Dann und wann begegneten ihr kleinere und größere Schiffe und Barken und Schoner, die mit ihren geblähten Segeln wie ein Bild aus längst versunkener Zeit anmuteten.

Die Nächte sind kühl und klar: Nordnächte, in denen es nicht recht dunkeln will. Frohes Farbenspiel ist der Sonnenuntergang, und wenige Stunden später, indes der Himmel in Blau und Gold getaucht ist, bringt der Sonnenaufgang das gleiche Bild. In solch einer Nacht nähern wir uns Reval, das sich silhouettenhaft vom östlichen Dunkel abhebt — ein phantastisch schönes Bild: Türme von Kirchen und alten Stadttürmen, hohe und niedrige Häuser legen sich wie ein Kranz um das Ufer, matt beleuchtet vom Schimmer der Nordnacht. Wir stehen auf der Kommandobrücke, warten, bis unser Schiff am Kai liegt und nehmen noch einmal die mächtigen Konturen der alten Hansestadt mit ganzem Herzen auf.

In Reval

Reval — die norddeutsche Zeit der Hanse ist hier lebendig geblieben. Die Zeit, da Lübeck, Stralsund, Danzig u. a. den Hanseatengeist über die Meere atmeten und ihre Kulturen als festumrissenen Ausdruck einer großen Epoche in andere Gegenden verpflanzten. Winkelige und enge Straßen mit uraltem, buckligem Pflaster — schmale Häuserfronten, die frühere Wohlhabenheit ihrer Besitzer erkennen lassen — Kirchen, die manches Jahrhundert gesehen haben — die alte Stadtmauer mit ihren vielen Türmen, meist gut erhalten und

auch heute noch an einigen Stellen die Grenze des Weichbildes darstellend: alles, wie in den Hansestädten Norddeutschlands.

Überall kann man sich deutsch verständigen, aber das Straßenbild mit seinen Schildern und Aufschriften aller Art ist estnisch: die Folge der in den letzten Jahren streng durchgeführten Estnisierungsmaßnahmen. Als Kuriosität



Reval: Langer Domberg

mag hier verzeichnet sein, daß selbst das Schild des „Deutschen Seemannsheims“ in estnischer Sprache umgeändert werden sollte — eine Forderung, die man aber bald fallen ließ. Oder der Fall der deutschen „Revalschen Zeitung“, die eine Zeitlang ihren Kopf in „Estländische Zeitung“ umwandeln mußte, weil die Hauptstadt Estlands ja nicht mehr Reval, sondern Tallinn heißt. Aber auch hier ist es schließlich bei der alten Bezeichnung belassen worden, der einzige Fall übrigens, in dem das Jahrhundert alte „Reval“ lebendig bleibt.

An die russische Zeit erinnert eigentlich nur noch die Backstein-Kathedrale auf dem Domberg mit ihren zahlreichen Zwiebeltürmen. Seit Jahren geht man mit dem Gedanken um, dieses Bauwerk



Reval: Kleine Strandpforte

dem Erdboden gleich zu machen, da es wie ein Fremdling in das Bild der übrigen Stadt hineinragt. Wahrscheinlich aber dürften die Kosten des Niederrückens zu hoch liegen, so daß die Kathedrale auch weiterhin das gegenüberstehende langgestreckte, man könnte fast sagen: in preußischer Einfachheit erbaute Schloß beschatten wird. —

In den Straßen der Stadt herrscht reges Leben. Auffallend wirken hier die geschminkten und gepuderten Gesichter der Frauen — selbst in den entartesten Jahren der Nachkriegszeit blieb

der zweitgrößten Stadt Finnlands. Wie der erleben wir das Wunderfame der Nordnacht, ihr blau-goldenes Farbenspiel, das sich hundertfach zerlegt im Wasser des Meeres widerspiegelt. Es ist, als ob eine nie gekannte Andacht aus dem Ather herniederflösse, die den schauenden Menschen in ihren Bann schlägt.

Am frühen Morgen werden die ersten Schären erreicht. Ein Lotse kommt an Bord, um das Schiff durch die zahlreichen Klippen und Untiefen zu führen. Ein prächtiges Bild, diese Welt der

geben. Die Fahrtstraße wird nun bisweilen so eng, daß nur 20 Meter Entfernung bis zum Felsengestein der Schären bleiben. Und dann betreten wir finnischen Boden: Wiborg.

Wiborg = Imatra = 1000 Seen

Ein gänzlich anderes Stadtbild als Reval; von der großen Zeit der Hanse ist hier nur wenig zu spüren, obwohl beide Teile in lebhaften Handelsbeziehungen standen. Wiborg ist eingewachsen, wenn auch die Neuzeit das Gesicht



Die Schärenküste Finnlands

Fot. Ilmavoimat

Deutschland von so viel „Kunst“ verschont, die, wie man mir sagte, zum großen Teil aus Frankreich importiert wurde — obgleich sonst in gewissen Kreisen sich anglophile Bestrebungen stark bemerkbar machen. Letzteres gilt vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht: So sind die Autos fast überwiegend englisch-amerikanischen Fabrikats, dazuwischen laufen nur wenige Opel und DKW. Wie ein Gruß aus vergangenen Jahrzehnten muten die vielen Pferdetroshaken an, die allerdings nicht immer die wünschenswerte Sauberkeit aufzuweisen scheinen. —

Nordnacht und Schären

Am Nachmittag geht's weiter durch den Finnischen Meerbusen nach Wiborg,

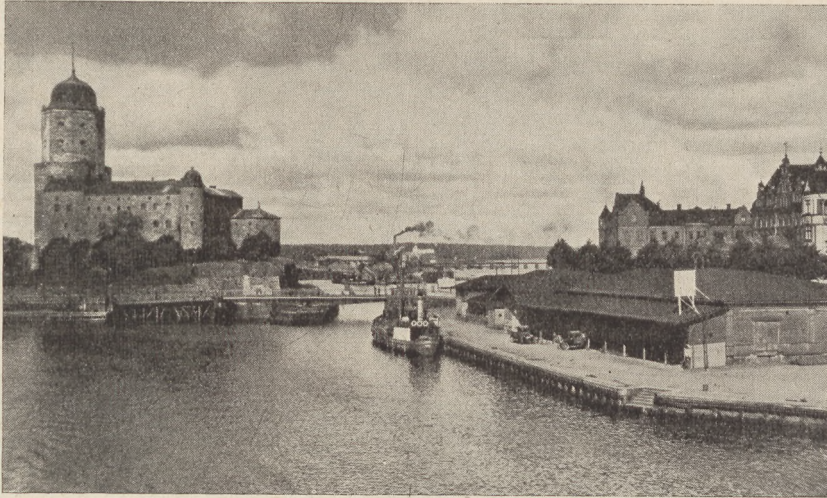
kleinen und kleinsten Inseln flach und felsig ragen sie aus dem Wasser auf, dunkler Nadelwald bedeckt sie, und an ihren Ufern stehen meist rotgestrichene Holzhäuschen: die Sommerhütten der Finnländer. Diese Sommerhäuschen sind übrigens, um es vorwegzunehmen, überall weitläufig verstreut auch an den innerfinnischen Seen zu finden.

Mit Holz beladene Schiffe begegnen uns, deren Weg größtenteils nach England führt. Holz ist die Kohle Finnlands, die Lokomotiven werden mit Birke geheizt — Holz ist ein wesentlicher Bestandteil in der Ausfuhr — Holz ist die Grundlage fast jeder Industrie an der Küste.

Von ferne leuchtet bereits das helle Schloß Wiborgs als ein trutziges Wahrzeichen, wie eine Insel von Wasser um-

der Stadt mannigfach gewandelt haben mag. Wie in allen Orten Finnlands fällt die Sauberkeit der Straßen auf. Daß die Dienste der Straßenbahnschaffner von Frauen versehen werden, ist wohl ein Zeichen dafür, daß dieses Land die Arbeitslosigkeit nicht kennt.

Von den mächtigen Türmen des Schlosses bietet sich ein weiter Rundblick über Stadt und Häfen bis hinaus zum großen Holzverladehafen Uuras, den wir in der Frühe zwischen den Schären passierten. Als Überbleibsel der alten Stadtumwallung sehen wir unter uns am Marktplatz den „Kunden Turm“, der heute zu einer sehenswerten Gaststätte umgearbeitet ist. Um 1300 wurde die Burg zur Abwehr der Russen und als Stützpunkt des Christentums erbaut. Und heute, nach 600 Jahren, ist es wie-



Wiborg: Teil des Hafens mit Schloßinsel

der, als ob sie wie ein treuer Wächter das Gesicht nach Osten kehre. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, mit finnischen Studenten über die Beziehungen ihres Vaterlandes zum Ausland zu sprechen. Allgemein ließ sich dabei eine tiefgründige Abkehr von allem Russischen feststellen und der Wunsch, daß die Verbindung mit Deutschland bald wieder fest und innig werden möchte. —

An einem Vormittag bringt uns der mit Birkenholz angetriebene Zug zu den Stromschnellen des Imatra. Wunder schön ist diese Fahrt: durch grünende Wälder, vorbei an stillen, vielzipfligen und ineinandergreifenden Seen, an kleinen Ortschaften mit schmucken, einfachen Holzhäusern, denen insgesamt eine geringe Wohnfläche eigentümlich ist. Sie haben meist nur ein, höchstens zwei Zimmer. Holzstapelplätze sind an allen Stationen anzutreffen.

Symphonie des Wassers — so könnte man die Musik der stürzenden Wasser-

massen des Imatra nennen. Mit ungeheurer Geschwindigkeit fließen sie zu Tal, das Felsgestein zu beiden Seiten zernagend und eine Anzahl von Holzstämmen zu den Sammelplätzen führend. Hier ist das Element im wahrsten Sinn entfesselt, hier wird einem das Urstadium der Ströme offenbar, als sie noch nicht ihr ebenmäßiges Bett gegraben hatten. Gischt spritzt, zu winzigen Perlen zerstäubt — die Sonnenstrahlen brechen sich in ihnen, daß die Farben des Regenbogens hier und dort aufleuchten. Es ist ein Schauspiel, vor dem man lange, lange träumen möchte.

Und doch ist dem Ganzen im letzten Jahrzehnt ein Stück Natur genommen worden: Technik und Forderungen der Zeit brachen ein, das Großkraftwerk entstand, das heute den gesamten Südosten Finnlands mit elektrischem Strom versorgt.

Unmittelbar an den Stromschnellen erhebt sich das großangelegte Staatshotel, das einzig und allein auf den



Die Stromschnellen des Imatra

Fotos: Ritter

Fremdenverkehr eingestellt ist. Trotz der Devisenbeschränkung kann man sich ein nettes Zimmer für etwa 1,25 RM (20 bis 25 Finnmark) gut leisten, wie auch ein vorzügliches Mittagessen mit mehreren Gängen für 1 RM durchaus erschwinglich ist. —

Und dann bringt uns ein Autobus durch das Land der 1000 Seen. Die unendliche Harmonie einer Seenlandschaft kann nur der ermessen, der sie mit eigenen Augen geschaut hat. Zwischen niedrigen Moränenhügeln liegen diese blau-dunklen Wasser, verwunschen einsam — sie ketten sich ineinander oder sind durch Stichkanäle miteinander verbunden, daß kleine Dampfer über weite Strecken zu fahren vermögen. In dieser menschenarmen Landschaft weitet sich wohl die Seele, sie trinkt aus dem Bronnen dieser herben Schönheit, und sie nimmt das arteigene Bild unvergeßlich auf, daß sich hier wie sonst nirgend in malerischen Farben bietet. Und man denkt wohl an die dunklen Seen des pommerischen Höhenrückens, die vor langen Zeiten ähnlichen Charakter hatten.

Wir fahren am Südufer des lang nach Norden gestreckten Saimasees entlang, sehen den Saimakanal, der Wiborg mit dem Seengebiet bis hinauf nach Savonlinna verbindet, und erreichen schließlich die kleine Stadt Lappeenranta. Weitläufig angelegt, bestehen ihre Häuser vorzugsweise aus Holz. Verständigung ist hier nur schwer möglich. Am späten Nachmittag kehren wir nach Wiborg zurück. Und bald gleitet unser Schiff wieder durch die Schären, um Kurs nach Rottka, einem der größten Holzausfuhrhäfen Finnlands, zu nehmen. Der süßliche Geruch der Zellulosewerke liegt über der Stadt, die außerdem noch sieben große Sägewerke aufweist. Auch hier sind die Häuser meist aus Holz erbaut — dazwischen aber ragen massive Steinbauten, die vollkommen aus dem erdegebundenen architektonischen Rahmen herausfallen: ein Bild, das wir auch in Deutschland so oft als Erinnerung an eine falsch verstandene Zeit erblicken. —

Heimfahrt

Langsam dampft die „Straßburg“ durch die Inselwelt vor Rottka ins offene Meer. Die Gedanken eilen noch einmal zurück. Acht Tage sind wir erst unterwegs, und doch brachten sie eine so gewaltige Menge von Eindrücken, an deren Spitze die erhabene Landschaft Finnlands steht, daß man sich gern von dem Erleben in seinen Bann ziehen läßt. „Finnland ist Gottesland“, sagt mir ein finnischer Student. Nun, dieses Lob hat wohl jeder für seine Heimat — er müßte es wenigstens haben. Aber hier liegt tatsächlich der Odem Gottes über der reichen Schönheit der Landschaft, über dieser Einsamkeit, dieser welkenfernen Stille. Wer zu wandern versteht, wessen Augen sich von selbst



Das Land der 1000 Seen

Fot. Lehtinen

die Eigenarten einer organischen Landschaft in ihrer Zeitlosigkeit offenbaren, der wird auch die starke Liebe des Finnen zu seiner Heimat verstehen können und sein Nationalgefühl, das durch die Jahrhunderte nicht zu unterdrücken war und heute über das Ruffentum den Sieg davongetragen hat.

Noch einmal laufen wir auf der Heimreise Reval an. Landwirtschaftliche Erzeugnisse, hauptsächlich Butter und

Eier, werden an Bord genommen: eine günstige Auswirkung des deutsch-estnischen Handelsvertrages vom Januar dieses Jahres. Noch einmal gehen wir durch die traulichen Gassen der Hansestadt, besuchen Bekannte der Hinfahrt — und dann stampft unser Schiff in den stürmischen Südwest der nächsten beiden Tage.

Was macht es schon, wenn ein großer Teil der Passagiere Seekrank wird, wenn

das Schiff im allzu eifrigen Spiel der Wellen schaukelt! Das gehört zu einer Seereise. Ja, sie ist erst so recht vollkommen, wenn die Brecher über die Reling gischen, und wenn Bug und Heck abwechselnd sich aufbäumen oder tief in die stürmischen Wogen tauchen. Und das ist das andere Gesicht der Ostsee — das Gesicht, von dem unsere Fischer so viel Trauriges zu erzählen wissen. —
Odo Ritter.

Die Heimat

Nun steh ich wie vor Zeiten,
im tiefsten Gartengrund,
und atme mich am Dufte
des Morgenwind's gesund.

Die Vögel jauchzen wieder
wie einst ihr schönstes Lied,
und droben steht die Heimat,
die Blütenduft umzieht.

O, nirgends geh'n die Winde
so duftend warm durchs Land!
So jubelnd hab' ich nirgends
ein Vogel Lied gekannt!

Und nirgends gibt es Ruhe,
denn da die Heimat ist,
wo alles Leid des Lebens
die Seele bald vergift.

Hildegard Behr.

Im Park von Putbus

Der blaue Himmel überweit
hat sich die Sonne umgehängt,
wie ein zu loses Sommerkleid,
in dem sich keine Falte fängt.

Die Gegenwart ist Klang in Dur,
der manchmal von dem Schloß her dringt;
ganz ohne Hast und lächelnd nur
wie eine, die Erfüllung bringt.

In dichten Schwaden steigt das Licht
breit flutend aus dem frischen Grün,
ein Duft, der aus den Wunden bricht
von Rosen, die schon im Verblüh'n.

Die Welt versinkt, die Zeit hält still,
ein Tag wird wundersam verlan.
Der große Gärtner, wenn er will,
fängt morgen dann von neuem an.

Heinrich Zerkaulen.

„Statistik“ Eine Geschichte von sonderbarer Wissenschaft

Irgendwo in der Ostsee liegt eine ziemlich große, von steinigen Feldflächen und windzerzausten, kurzstämmigen Wäldern bedeckte Insel. Es ist Granitfels und uralter, steinharter Kalk, der den Untergrund dieses Eilandes bildet und der seine Straßen hart und glatt sein läßt. An manchen Stellen haben sich in früheren Zeiten dort Mulden gebildet, und diese Vertiefungen wurden zu kleinen, länglichen Teichen, die gleichlaufend mit der Meeresküste überall an der Nordseite zu finden sind. Manche dieser Teiche sind flach, mit Binsen, Schilfrohr und allerlei Wasserpflanzen verwachsen, andere aber haben eine klare, freie Mitte und nur wenig Rohr und Schilf an den Ufern. So liegen die Tümpel, als wären es Altwässer eines verschollenen Flusses, in langer Kette am Uferwalde und bergen so manches bunte Getier, denn ihr Wasser ist süß und wärmt sich im Sommer stark an. Wie sollte es da nicht allerhand Leben geben?

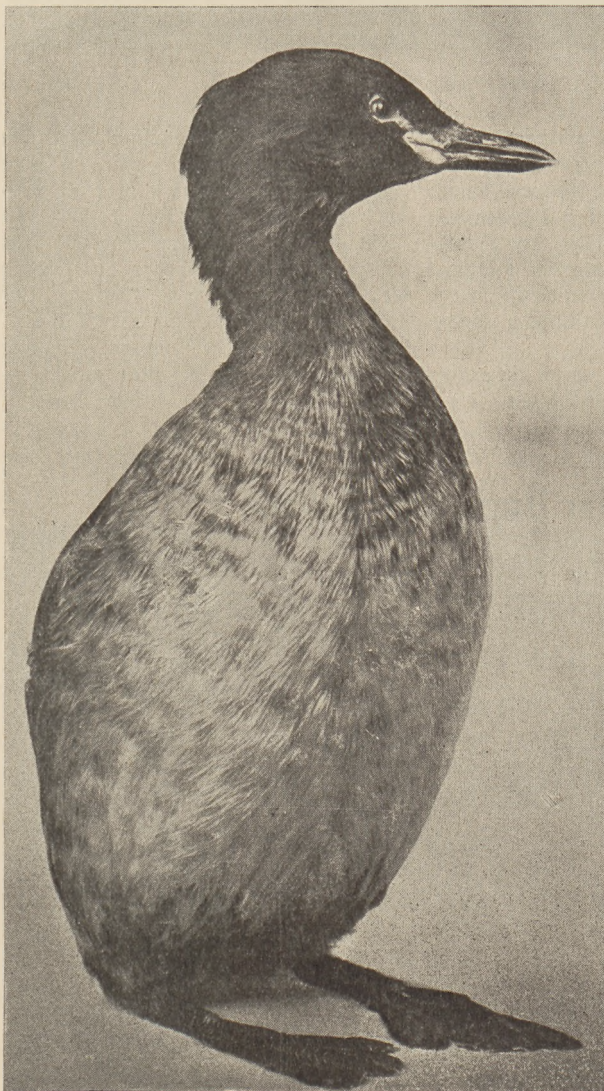
In großer Zahl singen dort die Frösche ihre herrlichen Frühlingslieder, und später wimmelt es von Raul-

quappen verschiedenster Art. Dazwischen spielen Wasserkäfer unter und über der Oberfläche, Enten haben dort ihre Brut und fallen im Frühling und Herbst in großen Schufen ein, wenn die Wanderzeit kommt. Auf den größeren Teichen knarren und zanken Haubentaucher, Möwen und Seeschwalben finden hier Unterschlupf beim Sturm und ziehen sich von der brausenden Kuste in die Stille zurück. Rohrsänger schnarren ihre häßlichen Strophen, der dunkle Wasserläufer trippelt am Ufer entlang und brütet zwischen den Graskaupen am Waldrande. Auch Bekassinen und Doppelschnepfen sind hier in den kargen, schmalen Wiesen, Sumpfhühnchen und grünfüßige Teichhühnchen leben im Rohr, und auf der warmen Wasserfläche kreiseln und spielen grünglitzernd die Schillerkäfer hin und her. Unten im Grunde der Teiche sind Stichlinge, die wohl die Ostsee hier zurückließ, Molche kriechen dort herum, und in Massen gibt es Karauschen, die wohl durch Enten als Fischlaich allmählich eingeschleppt wurden.

In einem der Tümpel lebt ein sonderbares Pärchen: schwarze, kleine Kerlchen mit fast kugelumdem Körper, rostrotten Hälsen und hellen Fleckchen am Schnabel. Es sind ganz muntere kleine Leute, die Zwergtaucher, die hier seit Jahr und Tag ihre Heimstatt haben und ihre Kinderchen großziehen. Wenn im Frühling warme Winde wehen, kommen sie aus dem Süden zurück, nach gar anstrengender, gefahrreicher Reise. Dann geht es: Dip, dip, dip, dip und bick, bick, bick, und das Männchen plustert sich auf, macht sich möglichst groß und sträubt die roten Halsfedern und macht seinem Weibchen den Hof. Das Gefieder der Kleinen glänzt in der Frühlingssonne, und beide sind sie so hübsch und lebhaft gefärbt, daß die anderen Vögel im Schilf herum richtig neidisch werden. Da tauchen die Kleinen hin und her, gerade so geschickt wie Better Haubentaucher auf dem großen See, und jagen im flachen, warmen Gewässer die kleinen Karauschen. Wuppl tauchen sie unter, daß das Wasser spritzt, flitzen unten hin und her, tauchen wieder auf, jagen sich spielend miteinander und unterbrechen das Liebespiel nur, wenn sie Hunger haben und es ihnen wieder nach Karauschen, Käfern und anderen Wassertieren gelüftet.

Nach den Flitterwochen aber haben die Zwergtaucher mitten im Laichkraut, in gelbgrünen Algen, dunkelgrünen Binsen und Wasserrosenblättern ihr Nestchen gemacht. Sie haben kleine Stückchen von Rohrhalm und Schilf zusammengeschnitten, aufeinandergeschichtet und des Nestchen mit weichem Blattzeug, Wasserkrant und ähnlichem weichen Zeug ausgepolstert. Dann aber hat die kleine Taucherin ihre Eierchen in das Nest gelegt und emsig gebrütet.

Und bald sind die kleinen, rabenschwarzen, bräunlich gestreiften Jungen ausgekommen, sechs an der Zahl! Sie verstehen schon, im Brachsenkraut, zwischen den Binsen und im Schilf allerlei aufzupicken und zu fangen, und bald lernen sie zu tauchen und zwischen den Algenfäden Käferchen zu finden und im Schlamm und Kraut die grünlich goldenen Karauschen. Sie sind immer munter und lustig, kratzen sich mit ihren großen Schwimmsfüßen, verschwinden unter der Wasseroberfläche und tauchen wieder auf.



Der Zwergtaucher

Fot. Vogt

Wenn aber das Meer im eifigen Nordwind braust und der rauhe Ruf ziehender Gänse ertönt, wenn die Nordlandmöwen kreischen und von fern ziehende Waldschneppen an den Tümpeln einfallen, wenn der klagende Schrei der Wanderer aus der Tundra klingt, der Schwäne und der Regenpfeifer und all des anderen nordischen Gefieders, dann sind die kleinen Taucher plötzlich eines Tages verschwunden und fliegen in kurzen Etappen dem Süden zu — — —

Eines Tages war ein Mann gekommen, der hatte einen ungepflegten, rötlichen Bart und kleine, entzündete, graue Augen, die hinter einer dickglasigen Brille zinkerten. Der Mann hatte einen grauen Rock und ein

und den tränenden Augen und den dicken Brillengläsern? Was mag der wohl wieder an kleinen Vögeln totschießen wollen!“ Dann zuckte der Oberförster mit den Schultern, murmelte irgend etwas Böses unter seinem buschigen Schnurrbart hervor, schaute zum Fenster hinaus und schwieg. Wenn aber der Mann bei ihm war, fragte er wohl spöttisch in seiner kurzen, trockenen Art: „Nun, was Neues entdeckt?“ Dann putzte der Rothhaarige seine dicken Brillengläser und sagte wohlgefällig: „Ja, eine ganz neue Spielart, eine Farbenvarietät von...“ „Schon gut, schon gut“, winkte der Oberförster dann ab, „drei braune Flecken mehr am Bauch als sonst gewöhnlich, oder ein bißchen heller an



Göhren auf Rügen: Evangelische Kirche

Fot. Bitterling

weißes Turnerhemd an und hohe Stiefel an seinen Füßen. Er kam öfter auf diese Insel, der Mann, denn er war ein Gelehrter, ein Ornithologe aus der großen Stadt. Und wenn er auf die Insel kam, mietete er sich im alten Krüge im Kirchdorfe ein und sammelte mancherlei Eier von allen möglichen Vögeln am Strande und im Walde und Bälge, die er den großen wie den kleinen Gefiederten abzog und die er sorgfältig präparierte und aufbewahrte. Häufig hörte man sein doppelläufiges Gewehr knallen.

Bisweilen kam er zum Oberförster, der auf der Insel seinen Stand hatte, zeigte seine Papiere und Vollmachten vor und ging wieder seiner Wege, denn der Oberförster war kurz und machte nicht viel Worte, besonders, wenn ihm ein Gast auf der Insel nicht sonderlich behagte. Wenn dann der Forscher angestiefelt kam, meinte wohl der Oberförster zu seiner Frau: „Du, Erika, der Gespenstermaki ist wieder da!“ „Uh“, sagte die junge Frau. „Der mit dem unappetitlichen Bart

der Kehle, nicht wahr? Ja, ja, die lateinische Sprache ist so reich, und Sie können sich ja noch eine ganze Menge Namen ausdenken — —! Schade nur, daß Sie bei dieser Gelegenheit so viele von den kleinen Tierchen totschießen. Genügt es denn nicht, wenn Sie sie beobachten und dann schreiben, Sie hätten sie hier gesehen? Warum müssen Sie sie denn totschießen, abbalgen und mitnehmen?“

„Als Beweisstücke natürlich, als Beweisstücke“, sagte der Gelehrte eifrig.

„Hm“, meinte dann der Forstmann, und in seinen Augen blitzte es lustig auf. „Ohne die Beweisstücke glaubt man Ihnen wohl also nicht?“ Da hatte das Gespräch bald ein Ende. Der Forscher ging seiner Wege und der Forstmann setzte sich an seinen Schreibtisch und vertiefte sich in die Akten.

Eines Tages kam der Oberförster von einer Streife an der Küste zurück. „Du, Erika“, sagte er zu seiner Frau, „seit ein paar Tagen sehe ich die kleinen Zwerg-

taucher auf dem Tümpel bei der alten Eiche nicht mehr. Sollte sie am Ende der verfluchte Ornithologe...?“

„Aber Ernst, das glaube ich nicht, was ist denn nun schon an ein paar Zwergtauchern?“

„Das meinte ich auch“, sagte der Oberförster, „aber solche Herren denken in diesen Dingen anders als wir, und solche ‚Beweisstücke‘ sind vielleicht für den Brillenmann sehr hochwichtig, denn meines Wissens sind unsere Zwergtaucher die einzigen auf der ganzen Insel.“

Wenige Tage später erschien der Sammler, um sich zu verabschieden. Er dankte dem Forstmann für sein lebenswürdiges Entgegenkommen und meinte, die Ausbeute an interessanten und wichtigen Vogelbälgen sei gerade diesmal besonders groß gewesen.

Der Oberförster seufzte, aber er sagte nichts.

„Was mich besonders interessierte“, fuhr der Gelehrte fort, „ist, daß es mir geglückt ist, einwandfrei festzustellen, daß der Zwergsteißfuß auf Ihrer Insel

brütet. Ich habe zwei Exemplare davon erlegt und auch die Eier an mich genommen für die Sammlung des Museums.“

Der Oberförster zuckte zusammen. Dann aber meinte er: „So, die kleinen Zwergtaucher haben Sie totgeschossen, um sie als Beweisstücke mitzunehmen...? Sie irren sich, Sie bringen nicht den Beweis, daß der Zwergsteißfuß auf unserer Insel vorkommt und brütet, sondern, daß er hier vorgekommen ist und gebrütet hat. — So“, schloß der Oberförster und zog seine Uhr, „es ist Zeit, in einer halben Stunde geht Ihr Dampfer!“

Der Gelehrte verabschiedete sich und ging. In der Haustür drehte er sich noch einmal um und sagte: „Alles Gute. Herr Oberförster! Auf Wiedersehen!“ Aber der Grünrock schwieg. Er ging an seinen Schreibtisch, nahm die Liste der Tierwelt seiner Insel aus dem Fach, blätterte, nahm einen Rotstift und strich den Namen durch „Zwergtaucher oder Zwergsteißfuß: Podiceps minor“.

Lütt Maaßke / VON ULRICH SANDER

Hinter der Hecke, die das Städtische von Ludwig Ziebranzens Land schied, saß ein kleiner Junge und schnitzte an einer Weidenflöte. Es war den Tag Ostwind, und die Zweige schlugen sich und rissen sich gegenseitig die Blätter ab. Die See war in vollem Gange und bis auf das Hohe voller kleiner, kurzer Schaumkronen, die schräg auf den Strand zu liefen, ihn aber doch nie erreichten, sondern aufflammten und wieder erloschen. Die Kühe gingen unten im Grunde. Am Busch äste noch ein Sprung Rebe. Das Grün hatte sich noch nicht gedunkelt, denn es war noch vor dem ersten, großen Sommerregen.

Da setzte die eine Schwarzweisse hoch über den Graben und sprang auf Otto Strucks Wiese. Der Junge warf seine Flöte hin, lief und schrie im Lauf: „Du oll Nos! Ick war di! Hest du dor nich naug? Wat?“

Er nahm den Graben und trieb im Lauf die Kuh zurück, daß sie galoppieren mußte und bei ihren Säcken tief in die grüne Wiese einsank. Jeder Tritt wurde ein schwarzes Loch.

Man sah dem Jungen an, daß er nicht immer satt würde. Er war sehr rank und seine Beine bronzebraun. Jacke und Hose mußten schon andere vor ihm getragen haben. Das ärmliche Zeug schlotterte ihm um den Leib und war verblichen und vielfach ohne Rücksicht auf Farben geflickt. Es handelte sich um den fünften Sohn des Büdners Heinrich Maaß hinter der Düne, der nebenbei ein Boot hatte und fischte, er, sein Vater August Maaß, sein Schwiegervater Friedrich Bohrt und sein Schwager Karl Borth, die gleichzeitig seine Nachbarn waren.

Es war in den achtziger Jahren, als manche Großstädter begannen, zum Sommer in möglichst abgelegene Fischergehöfte zu ziehen, wenn ihnen der Trubel in den modernen Seebädern mit Kurdinern und Reunions zu laut wurden. Um diese Zeit kam der Kreisphysikus Dr. Jonas mit seiner ganzen Familie schon zum dritten Male zu Büdner Maaß als Gast. Es war ihm nicht unbe-

kannt, daß seine Familie einmal von der Küste ins Binnenland gewandert und dann von Stufe zu Stufe in das großstädtische Leben hineingewachsen war. Als wenn es ihn in die alte Gegend seiner Vorfahren zöge, wie ein Tier, das durstig geworden ist und sich tränken will, ging er die Ferien ans Wasser und immer an diese einsame Küste, an der die Vorfahren gepflügt und gefischt hatten. Immer waren seine Frau und die vier Töchter zunächst nicht mit diesem Ziel einverstanden, und immer wollten sie am Ende des Sommers sich nicht mehr von dem ärmlichen Stück Strand trennen, in dessen Düne sie abseits alles Badezeremoniells Sonne und Wasser für sich allein gehabt hatten. Der Dr. Jonas war seiner Zeit voraus, hatte das natürliche Freibaden in kleinen Schriften und seinem Fachblatt oft genug in jenen fremdwortreichen Abhandlungen vertreten, die mit einem klassischen Zitat anfangen und ebenso nicht ohne Geist endeten. Wenn ein Dorf in der Nähe gewesen wäre, hätte man sogar vielleicht über die Familie geklatscht, die keines Badeanzuges bedurfte. Aber die Töchter gediehen auch bei einem solchen Leben und sahen frisch und straff aus, wie eine Fischerdeern, nur daß sie zarter und zierlicher gebaut waren.

Weil ihm ein Sohn versagt war, liebte der Dr. Jonas die Jungen anderer Leute, vielleicht nicht ohne Schmerz. Daher ist es wohl gekommen, daß er sich für den fünften Sohn des Büdners Heinrich Maaß hinter der Düne erwärmte, den die Töchter, wie sie es einmal gehört hatten, „Lütt Maaßke“ nannten. Der Junge trug sich gut und gerade, hatte ein stilles, freundliches Wesen und sah hübsch aus seinen blauen Augen unter dem wirren blonden Haar. Die Töchter bemühten sich um ihn und halfen ihm bei seiner Arbeit, wenn er Steine für die Netze sammelte oder die Angeln beschweren mußte. Sie lernten Platt von ihm, der nicht blöde war und die alten Weisheiten des Strandes zu sagen wußte, daß die jungen Mädchen wie in weite, unbekannte Fernen sahen. Es bekam ihnen, denn in ihren Augen lag ein tieferer Glanz und ihre Stimmen wurden voller und tönend. Die leichten, ungefehrten Kleider hingen ihnen

lose um die, in verschwiegenen Nestern braungebrannten Leiber, und sie sahen das Leben des Winters in der Stadt an, als sähen sie aus dem ersten Stock von oben über die Straßen.

Der Dr. Jonas sprach einige Tage mit seiner Frau, wenn sie allein waren. Dann sprach er mit seinen Töchtern, und dann schließlich mit Lütt Maoskes Eltern. Die Mutter weinte wohl anfangs, dann sagte sie zu. Lütt Maoske sollte mit in die Stadt, auf die hohe Schule und eine Ausbildung bekommen, als hiesse er Jonas. Als Sohn sollte er in der Familie gelten und auch so gehalten werden. Als man ihn fragte, ob er wolle, sagte er nichts, sondern verkroch sich in den Dünenbusch. Erst im Dunkeln fand er sich ein. Am frühen Morgen war er wieder verschwunden. Die Töchter suchten ihn überall, aber fanden ihn nicht. Als die Mutter in die Düne ging, wo sie seine Schlupfwinkel kannte, fand sie ihn, wie er seinen Bernsteinschatz vergrub, die Versteinerungen und seltsamen Funde, wie sie ein Junge am Strande wohl macht. Da wußte sie ohne Worte, daß er willens war, mit in die Stadt zu ziehen, und sagte es dem Doktor.

Lütt Maoske kam im nächsten Sommer als Badegast. Er hatte sich das städtische Leben angenommen, als wußte er von nichts anderem. Zu seinen Eltern und Geschwistern war er freundlich, anfangs ein wenig verlegen und schüchtern, dann aber, als sei er immer bei ihnen gewesen. Mit seinem hellen, frischen Verstand hatte er in der Schule alles nachgeholt und sich gut gemacht. Daß die vier Frauensleute ihn nicht verwöhnten, hatte der Dr. Jonas verhütet. Er selbst war mit dem Jungen wieder jung geworden und schulte ihn, als sei es sein eigen Fleisch und Blut.

Als Lütt Maoske in den nächsten Sommern kam, war er schon auf der hohen Schule und trug eine bunte Mütze. Er konnte nun schon in fremden Sprachen denken und das wissenschaftlich erklären, was früher um ihn gewesen war mit seinen alten Gesetzen. Die Pflanzen und Tiere wußte er mit den lateinischen Namen, erklärte das Wetter und den Bau der Küste, und war so in das städtische Leben hineingewachsen, wie einmal vor langer Zeit die Vorfahren des Dr. Jonas, nur daß er es leichter hatte.

Als er eines Sommers kam, war er schon Student und mußte sich mit seinem Pflegevater wissenschaftlich über das beiden gemeinsame Fach, mit seinen Eltern und Geschwistern platt über das Vieh und die Fische unterhalten. Es hat ihm aber nicht geschadet. Den Schwestern war er ein Bruder, den Brüdern im Boot ein Genosse, den Eltern ein freundlicher Sohn, und doch auch seinen Pflegeeltern dasselbe und deren Töchtern wie ein richtiger Bruder. Noch tiefer hatte Dr. Jonas aus dem Born getrunken, aus dem sein Blut stammte, und hatte zum Dank das an den Jungen weitergegeben, was er sich gesammelt und geschaffen hatte.

Die vier Töchter des Dr. Jonas haben um die Jahrhundertwende ihre Männer gefunden und sind noch oft zu Büdner Maas hinter der Düne im Sommer gekommen. Die Frau Kreisphysikus blieb eines Sommers fehlen, weil sie unter die Erde gekommen war. Der alte Doktor aber kam mit seinem Sohn alljährlich und genoß die See, die Sonne, die einfachen Leute und das natürliche Leben. Eines Sommers fehlte auch er und würde nie mehr kommen.

Aber alljährlich kommt immer zu seinem Bruder, der nun die Büdnerei hat, der Geheimrat, Professor Dr. Maas, früher „Lütt Maoske“ genannt.



Alter Ziehbrunnen in Gorkow bei Löcknitz

Fot. Krause



Günter Johnson: Hafenbild

WERNER RITTICH:

Drei junge Pommern

Innerhalb der Ausstellung deutscher Graphik, die die NS-Kulturgemeinde in den Ausstellungsräumen in Berlin zeigt, befindet sich eine Sonderschau der graphischen Werke von drei jungen Künstlern aus Pommern, die damit zum erstenmal vor die größere Öffentlichkeit treten und die innerhalb der heutigen jungen Künstlerschaft eine besondere Stellung einnehmen.

Um das vorweg zu nehmen: Sie stützen sich auf keine Stilrichtung der vergangenen Jahrzehnte und deren Epigonen; und man wird in ihren Werken vergebens nach dem Vorbild irgend eines Lehrers oder nach den Spuren irgend eines mehr oder weniger eigenwilligen Kunstprogramms suchen. Und das ist bei den jüngeren Künstlern unserer Zeit selten. Die Kämpfe, Richtungen, Stile der vergangenen Jahrzehnte machen sich bei vielen von ihnen bemerkbar; weitaus die meisten ihrer Werke tragen den Charakter des Gesuchten, Sensationellen, und es scheint, daß die vergangenen Richtungen im ganzen Programm oder durch einen persönlichen Lehrer so stark bei ihnen nachwirken, daß sie von ihnen nicht überwunden werden können. Damit ist

uns aber heute nicht gedient. Denn diese Richtungen waren die letzte Konsequenz aus dem l'art-pour-l'art-Prinzip, haben die Kunst innerhalb des Volkstums in eine nicht mehr zu überbietende Vereinsamung geführt und das Volk von der Kunst getrennt. Werke, deren Fremdheiten vielleicht erst durch eine eigens dafür gedachte Kunsttheorie überbrückt werden können, ändern an diesem Zustand nichts. Was wir erhoffen, sind Werke, die volkhaft sind, ist ein Stil, der das Fühlen und Sehnen unserer Menschen und unserer Zeit so verkörpert, daß wir ohne viel Gerede und Erklären ergriffen werden. Das nämlich ist das Ziel der Kunst — wir wollen es hoch stecken, wir wollen das Ganze: Daß einzelne sich aus der Gemeinschaft herausheben, um im Werk das Wesen dieser Gemeinschaft zu gestalten; und daß die Glieder der Gemeinschaft sich an diese Werke wenden, weil sie erfassen, daß ihr Denken, Sehnen und Fühlen darin Gestalt gewonnen hat.

Das heißt nicht, daß nun unbedingt gefordert wird, das Geschehen unserer Zeit — Maisiern, Aufmärsche, Vauertage usw. — dem Bild zum Inhalt zu geben; das heißt nicht, daß der Wert

eines Werkes davon abhängt, ob ein SA-Mann darauf abgebildet ist oder nicht. Sicher wird auch das politische Geschehen unserer Zeit einmal den großen Gestalter finden, aber man kann ihn nicht rufen. Vielleicht steht er heute noch in den Reihen der HJ, des Jungvolkes, muß er noch das Erlebnis der Gemeinschaft, der Kameradschaft, des Volkes in sich sammeln, um es dann einmal mit dem Mittel der Kunst zu bannen. Einige solcher Werke gibt es bereits, sie schlechthin zu fordern, hieße die Konjunktur auf den Plan rufen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß auch mit dem Bildnis, mit der Landschaft volkhaft gestaltet werden kann; daß im Landschaftsbild z. B. der Charakter eines umgrenzten Stückes deutscher Landschaft Ausdruck gewinnen kann, daß im Bildnis z. B. das Wesen eines Stammes Gestalt gewinnen kann, wenn der Schöpfer des Werkes das Erlebnis in sich trägt, und wenn seine künstlerischen Mittel ausreichen, es zu formen. Das scheint die wesentliche Forderung an unsere junge Kunst zu sein, wenn sie uns aus der Vereinsamung herauszuführen will: daß sie vom Handwerklichen her Gestalt erhalten, daß sie Aus-

druck gewinnen muß erst durch die Überwindung des Natürlichen (wie das übrige in der Blütezeit der deutschen Kunst der Vergangenheit immer der Fall war). Denn alles Problematische, alle Artistik in der Gegenstands- und Materialbehandlung führt ins übersteigert Individuelle, stößt ab und schafft Fremdheiten, die die Vereinsamung der Kunst nicht überbrücken, sondern nur noch erweitern.

Was bei diesen drei Pommern nun zu diesen Hoffnungen berechtigt, ist eben, daß sie sich von Problematik fernhalten, daß sie das Handwerkliche beherrschen und in sich die Bindung an ihre Heimat tragen, die ja erst die Möglichkeit gibt, lohnende Werke zu schaffen. Und daß sie sich all das innerhalb des Geredes und der immer wieder auftauchenden Ausläufer der vergangenen Richtungen mit Selbstverständlichkeit bewahrt haben; daß sie von der Großstadt dorthin zurückgehen, wo sie ihr Schaffensgebiet glauben.

Das übrigens scheint auch ein wesentlicher Punkt ihres Schaffens zu sein: daß ihre Haupttätigkeit in der Graphik liegt, in der Graphik, der in der Vergangenheit deutscher Kunst immer dann, wenn es galt, Gedanken und Gehalte ins Volk zu tragen, besondere Aufgaben zufielen. Denn nur wenige selbst von denen, die lebendige innere Beziehungen zur Kunst haben, können sich Gemälde kaufen; graphische Blätter sind immer erschwinglich und sind nicht wie Zeichnungen oder Skizzen Vorstufen oder Studien zum Werk, sondern sind geschlossenes fertiges Kunstwerk. Für das Leben der Kunst im Volke — das nämlich ist der Gegensatz zum *l'art pour l'art* — ist ein einziges graphisches Blatt in einer kleinen Wohnung, zu dem eine Familie lebendige Beziehung gefunden hat, unüberschätzbar wichtig.

Paul Barz ist heute 26 Jahre alt, Eltern und beide Großeltern stammen



Paul Barz: Vodden

aus Pommern. Nach seiner Reifeprüfung studierte er an der staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau, dann an der Staatlichen Kunstschule in Berlin. Alle seine Ferien verbrachte er an der pommerschen Küste zeichnend und malend, seit 1932 unternahm er Fahrten nach Schweden und Dänemark, vor allem nach Bornholm, wo er im Zelt bei bescheidensten Ansprüchen lebte. — Er ist inhaltlich der umfassendste von den dreien: Landschaften, Hafensbilder, Fischer in Bildnissen und bei der Arbeit sind seine Themen; das Gewirr der Schiffe und Masten reizt ihn genau so wie die unwitterten Furchen im Gesicht eines Fischers, und bei sorgsamster technischer Behandlung, bei selbstverständlicher unverzerrender Wiedergabe des Gegenständlichen gelingt

es ihm, dem Wesentlichen des Themas Ausdruck zu geben.

Günther Johnson lebt in Stettin, ist heute 26 Jahre alt und stammt aus Köslin an der Perjante. Die Schulzeit verbrachte er in Stettin, wo er aus dem Leben am Bollwerk die ersten Anregungen zum künstlerischen Schaffen erhielt. Er blieb von seiner Heimat bestimmt; eine Reise nach Italien machte keinen Eindruck auf ihn. Thematisch beschränkte er sich fast nur auf Hafensbilder. Der Gegensatz von hell und dunkel, die zarten Lichttonstufen der Morgen- und Abendstimmung, Augenblicke, in denen die Sonne fahlen Nebel durchdringt, in denen in Ruhe das blanke Wasser spiegelt, sind seine Themen.

Paul-Otto Kabe ist 1909 in Franzburg (Pommern) geboren und somit der jüngste von den dreien. In Bergen auf Rügen ist er aufgewachsen; Leibesübungen und Kunstgeschichte wollte er studieren, Kunst ist daraus geworden. In Breslau und Berlin hat er studiert. Eine seiner Studienreisen führte ihn nach Süddeutschland, nach Tirol und Italien. Er blieb nur kurze Zeit, fuhr nach Rügen zurück und zeichnete dort wie vorher Bäume, in ihrer Knorrigkeit und Unbeugsamkeit, die Ausdruck einer ganzen Landschaft sind, denen er das übrige der Landschaft nur beordnet.

Diese drei jungen Künstler, die nicht nur die Kraft in sich haben, selbst etwas zu werden, sondern mit ihrem Schaffen der Heimat dienen können, leben jetzt wieder in Pommern, wo sie ihre Neigung hinzieht, wo sie ein Werk schaffen wollen. Werden auch sie in die Großstadt ziehen müssen, weil sich in ihrer Heimat keine Lebensmöglichkeit mehr für sie findet? — Oder wird man auch in Pommern spüren, daß ein Stück der Heimat in diesen Blättern umgrenzt ist; und daß diese Blätter ihren Besitzern auch persönliches Glück bringen können?



Paul Kabe: Fischerhütte

Warum in die Ferne schweifen . . .

„Du meinst, wenn der Manzelbrunnen Wasser speit, brauchen die Stettiner Jungen nicht bis zur Oder zu laufen, um zu planschen. Und also fahre ich nach Jungfernberg ins Odertal, wenn es nach dir ginge, statt nach Helgoland, oder nach Strandbad Pölitz statt nach Westerland, und bringe mir abends eine Krabbe als Andenken mit, so eine kleine Stettiner Krabbe mit zwei niedlichen Weinchen . . .“

So redet er, mein Schwager Karl (z. Z. Strohwitwerl); denn er hat kein Gemüt für die Heimat. So redet er, während ich ihm klar machen will, daß er wirklich nicht an die Nordsee zu fahren braucht, um volle Befriedigung zu finden, daß die pommerische Ostsee alles bietet, was einer sich nur wünschen mag. Ja, daß er auch die liebe Gattin nicht nach Marienbad der Böslichkeit wegen hätte zu schicken brauchen. Täglich dreimal den Königsstuhl auf Rügen rauf und runter —, aber bitte, beim Verschmausen oben kein „Menü“ im Hotel, sondern nur eine „Brause“ mit schöner Aussicht — und die Wirkung wäre dieselbe, nämlich wie beim Mond im letzten Viertel. In leichteren Fällen tut es auch ein Aufenthalt mit „Terrainkur“ auf dem Vorgebirge Arkona, tut es das Hiddenseer Oberland, der Streckelberg auf Usedom und zur Not der Swinemünder Leuchtturm oder einer der anderen, die man besteigen kann. Wer aber die vertikale Bewegung nicht liebt und mehr auf die horizontale schwört, der findet in einer täglichen mehrstündigen Wanderdünen-Wanderung, etwa von Leba zur Vonskedüne oder ostwärts zur polnischen Grenze, alles, was ihm nottut. Warum also Nordsee und Marienbad?

„Aber der Salzgehalt“, knurrt mein Widersacher. „Was hat denn da die Ostsee aufzuweisen?“ Und er wirft mir ein paar gelehrte Prozente und Promille an den Kopf.

„Was sie aufzuweisen hat? Insbesondere der pommerische Strand? Nun, ich dünke doch eine wertvolle Ergänzung in ihren Seebadeorten, die zugleich So l b ä d e r sind: Heringsdorf, Swinemünde, Dievenow, Rammin, Kolberg. Man zapft Sole, die tief aus der Erde kommt, stark salzig und salzhaltiger als Nordseewasser, einfach in die Wanne und sagt: „Bittel!“ Und während sie an der Nordsee gerade Ebbe haben, steigt du in die kräftige Soleslut. — Oder willst du Salzluft atmen? Im Swinemünder Kurpark ist ein Soleserstäuber, der Salzluft herstellt, immer frisch zum Einatmen, daß es eine Freude ist. Da promenieren die Leute umher, hören fröhliche Musik und schnuppern mit der Nase . . .“

Er ist ganz still geworden, mein Segner. Denn jetzt bin ich in Fahrt!

„Breitester Sandstrand überall, Wassersport . . .“

Aber da winkt er mit der Hand ab. Ich weiß schon: mit dem Wassersport hat er nicht viel im Sinn. Ihm ist eine Skatrunde mit einem guten Schoppen lieber. Nun, wozu sind unsere kleinen Bade-dörfer mit ihrer Ungezogenheit da? Man findet sich in Hemds-ärmeln im Wirtschaftsgarten, und dann geht es los: „20 — 22 — 30“, schlägt einer mit der Faust auf den Tisch, daß die Wände wackeln und die Hühner gackernd in die Dünen flüchten. Auch fein! Was!

Aber, um auf den Wassersport zu kommen! Was bieten nicht unsere stillen Buchten und Binnenwasser, bei Darß-Zingst, bei Rügen und Hiddensee, im Bereiche des Haffs und der ostpommerischen Strandseen, an Möglichkeiten für jegliches Gefährt ohne Räder! Hier die freie Ostsee für die großen Rähne; dort kann Miese im Paddelboot ohne Angst ihr Patent für große Fahrt auf Gewässern mit 1 Meter Höchsttiefe ausnutzen! Alle, alle kommen auf ihre Kosten am pommerischen Strand. Und willst du mal schwedisch hören, auch wenn es dir spanisch vorkommt, bitte: Sahnitz—Trelleborg mit Fährschiff und auf Ausflugs-karte nur 4 Stunden! Oder willst du in Dänemark Raffee trinken, bitte: 4 Stunden nach Bornholm. Und der Raffee in Blanchs Hotel bei Hammerhus ist ein Gedicht . . .

„Und der Dänische Korn?“ —

„Natürlich nicht minder und eisgekühlt! Ubrigens laß ich auf den pommerischen Richtenberger auch nichts kommen! Wie überhaupt auf die Verpflegung . . .“

„Hauptfachel!“



„Na ja! (Er wird schon zugänglicher!) Aber schließlich bleibt doch die Landschaft das wichtigste, und da können wir uns am pommerischen Strand über Mangel an Mannigfaltigkeit nicht beklagen. Zu Strand und Meer auf Darß-Zingst gesellt sich der Wald in seltener Urwüchsigkeit. Hiddenfees Unterland erscheint wie verloren in der Unendlichkeit von Meer und Himmel. Rügen mit grünen Buchenhallen überm weißen Kreidesfels und altersgrauen Hüngeräbern, bald Idylle, bald nordisches Heldenlied! Usedom-Wollins von blauen Waldhöhen gerahmter Silberstrand und des Ostens Moore, Strandseen und schimmernde Wanderdünen, von den Heiligen Wallfahrtsbergen des Sollen und Revekol überragt . . .“

Ich bin ein wenig aus der Puste gekommen, und das benutzt er. „Ich wollte mir nämlich mal Lübeck . . .“

„Ansehen“, ergänze ich schnell und sehe im Geist mein Gegenüber vor einem Riesenmaßkrug im „Haus der Schiffergesellschaft“. „Aber ich bitte dich: Kennst du denn Stralsund schon, dieses schönste nordische Städtebild, diese Großtat der Hanse auf pommerischem Boden! Sind nicht unsere Städte mehr oder minder Blätter in einem prächtigen Bilderwerk, das den Titel „Backsteingotik“ trägt. Ich sage dir: Blättere darin! Blättere . . .“

Er sieht mich etwas verständnislos an. — „Ich meine, sieh dir Greifswald an, Stargard, Kolberg mit seinem fünfschiffigen Dom, das mauerumgürtete Pyritz! Vorpommerns kleine Landstädte: es hat jede irgend etwas Wertvolles, Tribsees seinen berühmten Altar, Grimmen seine Tore, Barth den Schimmer als Malerstadt, Creptow a. d. Toll. Reuter-Erinnerungen. Pommernherzöge hinterließen ihre Schlösser, in Uckermünde, Stettin, Rügenwalde, Stolp, während ganz im Osten Lauenburg und Bütow mit ihren Burgen von des Deutschen Ritterordens Tätigkeit zu berichten wissen. Alles das sollte man gesehen haben!“

„Ein Bekannter war lezt hin in Bad Polzin in der Pommerischen Schweiz. Der kam ganz begeistert zurück und bedauerte nur, daß ihm die Badekur so wenig Zeit zum Wandern gelassen habe. Ich weiß ja nicht, ob ich nicht einen richtigen Gebirgskurort vorziehen würde!“

„Vorurteile in jeder Beziehung! Bade du einmal fleißig in der Eisenmoorbriihe, dann vergeht dir der Wunsch nach Bergen zum Klettern, ganz von selbst, und du bist völlig zufrieden, wenn du im Tale ruhen kannst. Wenn du im prächtigen Polziner Kurpark dein Konzert und ein bißchen fürs Auge hast! Wenn du mit deinem „Bollwerk“ im Garten im Liegestuhl liegt und liest . . .“

„Ich bade aber nicht! Ich würde wandern wollen . . .“

„Ist ein ideales Wandergebiet, unser Pommerischer Landrücken, mit seinen Wäldern und Seen, Wildbachtälern und feinbestreuten Hängen, mit seinen Aussichtswarten und dem Blick in weiteste Fernen . . .“

Ich sehe ihm die Ungläubigkeit am Gesicht an. „Glaube mir schon: vom 234 Meter hohen Steinberg bei Rummelsburg reicht die Sicht 50 Kilometer weit bis zum Gollen im Rösliner Küstengebiet. Ja, du kannst noch regelrecht auf Entdeckerfahrten ausgehen, in Frieden und Einsamkeit, und du wirst deine Freude haben. Und in manchem ist der Landrücken allen seinen Genossen über: er hat den mit 83 Meter tiefsten See Norddeutschlands, den Drahtigsee mit dem zwischen Seen gelegenen Tempelburg und der einstigen Ordensburg Draheim zwischen Drahtig- und Sarebensee. Er hat den größten erratischen Block Norddeutschlands, so groß, daß ein Erntewagen darauf Platz hat, nämlich auf dem Friedhof von Gr. Tychow. In raschen Bächen kannst du Forellen angeln . . .“

„Wenn sie beißen . . .“

„Die warten bloß auf dich! Kannst in glasklaren Seen baden, auf stiller Heide im Schatten von Riesenwacholdern träumen, das Auge deines Knipskastens auf stolze Herrensitze oder reizend gelegene Ortschaften richten. Wenn dir aber einer grob kommen will, nimm ihn mit nach Kallies. Dort, im wunderschön zwischen drei Seen gelegenen Städtchen, steht die Schleifmühle, auf der den Grobianen der Flöß geschliffen wird.“

Er sieht mich eine Weile nachdenklich an. Dann meint er: „Halb und halb hast du mich überzeugt. Ich will es mal bedenken!“

„Denke nicht zuviel!“ rufe ich ihm nach; „das ist Kopparbeit. Und Kopparbeit is 't schworst, jäd de Bur tom Pastor; dat seh ick an min Ossen! —“

Martin Keepel.



Gedichte von Arnold Krieger

Sommernacht

Die letzte Hand löscht letzten Lampenschein.
Die Finsternis erweicht den Trotz der Dinge.
Sie schmelzen saumlos in die Stille ein,
sind tiefgeschwärzt und warten insgeheim,
daß sich die Nacht sacht um sich selber bringe.

Der Himmel überschweigt das müde Land.
Im Garten schwirrt es wie gezupfte Bratschen:
Das Rudel Falter, das den Tag verwand,
vom Duft gezogen, den die Nacht entband. —
Drall von den Wiesen schallt der Frösche Ratschen.

Im Stall die Kette eines Kindes schurrt,
Flugwürmchen leuchten brünstig, und im Mulme
wühlt ernst ein Igel, bis ein Hund aufknurrt.
Ein böses Rad in seiner Rehle schnurrt.
Und flügelnd balzt es um die hohe Ulme.

Im Schwulst der Wolke liegt der Mond versteckt.
Doch jetzt zerglüht er sie wie mit Seknister.
Mit blauen Schattten ist mein Pfad geschickt.
Rein Menschenlaut die Stille rings besleckt,
und Haß und Liebe schlummern wie Geschwister.

Hochzeit der Gräser

Die Wiese dehnt sich, heiß von tausend Reizen,
der Wind bestreicht sie hauchhaft, atmet Pollen.
Wie sich die Ährchen von der Achse spreizen!
Siert nicht so bang! Es stäubt ja aus dem Vollen.

Sie warten Halm an Halm, mit Schwellgeweben,
begrannete Schwingel, krause Trespen, Quecken.
Wie sich die Knospenmunde sehulich heben!
Wie sich zum Wind die Fangpapillen strecken!

Im Winzigen will Großes sich entfalten.
Die kleinsten Narben in den engsten Spelzen
sind Raum genug den trunkenen Gewalten,
die sich, zur Frucht entschlossen, stumm verschmelzen.

Die Geige

Eine Geige tat mir süß Gewalt an,
daß mein Gleis von Blüten liegt verschneit.
Meine Sehnsucht nahm von dir Gestalt an,
und du wohnt sie in dein Strahlenkleid.

Wirst du nicht ein irdisch Ding gleich allen,
säuerlich um Lohn zurechtgezweckt?
Daß es spielend lerne uns gefallen,
schlau bedacht, erfägt, geschweift, geedkt?
Wann ward dir das Wunder eingeboren,
des der Felsblock meines Leides schmolz?
Wer hat es aus dir herausbeschworen
und verzaubert Silberdraht und Holz?

Südgestämm, das Darrespeicher bargen,
roh zerkloßt von stählernem Gebiß,

Ebenwirbel, glutverbogene Zargen,
Schneckenlöcher keglig, Satteltreiß —
Spielend überzogen mit Gallertlicht,
warft komplett mit Wirbel, Steg und Span
sonder Ehrfurcht endlich ausgefertigt. —
Wann ward dir das Wunder eingetan?

Oder werde ich von dir betrogen?
Bist du nur durch meinen Wahn geweicht?
Da erschwingst du unterm Strahlenbogen,
und ich trink dich, Gruß der Ewigkeit!

Letzte Elche

Letzte Elche mit gespalt'nen Hufen
wandeln zahm im künstlich wilden Forste,
hören bunte Beerenweiber rufen,
äsen äugend Kinden, Weidicht, Porste.

Kommen bis zur StraÙe hergetrottet,
wo die Räder flühen, Autos hupen,
senken ihre Häupter wie verspottet,
hängelezig und mit scheelem Glupen.

Zuckt ihr nicht, den falschen Menschen witternd?
Streckt ihr nicht die Schaufeln in die Nacken,
durchs Gesträuch zu fegen, ästespitternd?
Fürchtet ihr nicht Hifthorn, Speere, Bracken?

Nein, ihr steht auf trägen Läufen, bärtig,
seid mit euern urigen Geweihen,
halb verschollen und doch gegenwärtig.
Wißt ihr denn, daß euch Gesetze feien?

Wenn ich denke, meine Ahnen heßten
eure Ahnen, krümmt es mich wie Klage,
und ich wünsche: Sterbet auch ihr Letzten,
daß ihr in mir leben könnt als Sage!

Spinne im Bernstein

Die Zeit gerann zur Ewigkeit
in diesem abgetropften Stück.
Der Tod vergeht nicht und gedeiht
und hütet die Begebenheit.
Die wilde Spinne bäumt zurück.

Wie das Behende sich entsekt!
Die Schlieren kündten noch den Kampf.
Die treuen Taster sind verweht.
Das gelbe Grauen saugt noch jetzt,
und in der Hand bebt es wie Krampf.

Millionen Jahre rannen hin.
Der steingeword'ne Saft befest.
Die kleine Spinne wühlt darin
wie einst, unendlicher Beginn,
die Kieferklauen ausgedreht.

Nordpalmen fächerten im Wind.
Die Küstenwälder standen krank.
Sie bluteten ihr Harz gelind.
Das kleine Leben floh, noch blind,
bis es im Tode schrill ertrank.

ANEKDOTEN

Bitte, entschuldigen Sie!



Vor einigen Jahrzehnten ging an einem schönen Nachmittag der Herr Gastwirt in Jakobshagen mit seiner Frau spazieren. Der neue Kellnerstift, der eben erst angefangen hatte, blieb zurück, um den Laden zu schmeißen. Das durfte nicht schwer sein, da um diese Zeit kein Gast zu kommen pflegte.

Und doch trat einer ein und forderte ein Glas Bier. — Der Stift denkt: der Kerl sieht vornehm aus und bringt ein dunkles Bier. —

„Trinke kein dunkles Bier!“ sagt der Fremde. „Ich möchte ein helles haben!“ —

Der Stift bringt ein helles. Der Gast trinkt aus und sagt: „Auf Wiedersehen!“ —

„Sie haben aber Ihr Bier noch nicht bezahlt!“ meint der Stift.

„Dafür habe ich Ihnen ja das Glas Dunkel gegeben!“ erwidert der Fremde. —

„Ja“, sagt der Kellnerstift, „aber Sie haben das Dunkle auch nicht bezahlt!“ —

„Rein“, meint der Gast, „das hab ich ja auch gar nicht getrunken!“ —

„Ach richtig!“ verbeugt sich der Stift. „Entschuldigen Sie bitte oftmals!“ —



Fink und sein Max

Der „ull Fink“ war der Fischhändler, der die Gegend um Greifenberg und Treptow a. N. abfuhr und weit und breit bekannt und beliebt war. Und Max war sein Saul, von dem einige sagten, daß er mehr als 30 Jahre alt war und andere, daß er all mit ull Fink geboren sei. —

So zog denn Fink tagaus, tagein, bei jedem Wetter, seine Straße und rief: „Hääring! — Flunrel — Stint!“ Hatte er aber auch andere Ware, dann rief er: „Hoakt Fisch! — Hoakt Fisch! Hääkt! Oaak! — Fisch!“ — Jung und alt lief dann an den Wagen und schrie: „Fink! Drei Pund Flunrel!“ Und andere: „Fink, mi uck moal för drei Froschel!“ Jeder bekam sein Teil, und jeder war vergnügt, wenn er ull Fink sah! — Fink brachte auch alle Bestellungen seiner Kunden, die sie in der Stadt machten, mit und besorgte jeden Auftrag. Es konnten mehr als 20 Aufträge sein: ull Fink schrieb sich keinen auf, behielt jeden so und vergaß nichts. Fink war ein Gemütsmensch, und als er starb, sagte der Prediger, daß er keinen Feind gehabt haben dürfte. —

Eng verwachsen war er mit seinem Max. Max kannte Weg und Steg. Max bestimmte die Tour, wo anzuhalten war, und wann es weiter gehen sollte. Und so brauchte sein Herr weder Peitsche, noch Peine und sagte ihm kein Wort. Machten sie dann Mittagspause, so sah Fink mit seinem Korn und seinem Schacht Brot am Wirtshausfenster und nickte seinem Max zu, und Max fraß sein Futter und nickte seinem Fink zu. Aber das geschah alles lautlos und still vergnügt. Und „vertellte“ Fink mal zu lange, dann schob sich Max immer näher an das Fenster heran, und da wußte Fink, daß es Zeit war, weiterzureisen. —

Nun begab es sich, daß in einem Dorf eine große Bauernhochzeit war, die Fink natürlich mit Fisch beliefert hatte. Und als Fink von seiner Tagesreise abends wieder durch das Dorf kam, ward er selbstverständlich auch „tau dei Hochzeit nö'gt“. Und er setzte sich ans Fenster, aß und trank, erzählte und nickte seinem Max zu, dem man tüchtig aufgeschüttet hatte.

Aber nun waren auf der Hochzeit auch lose Buben, die sich vorgenommen hatten, ull Fink auf andrer Leute Kosten einmal ordentlich „besoapen“ zu machen. Und das gelang ihnen auch. — Und draußen stand Max und äugte unverwandt ins Fenster und rückte bald ganz heran, und rieb seine Küstern an den Scheiben. Doch sein Herr kam und kam nicht. Endlich führten sie ihn total betrunken heraus und halfen ihn auf seinen Wagen. Aber Fink purzelte gleich rücklings und lag nun zwischen den leeren Fischkästen und rührte sich nicht. —

Bewundert kiekte sich Max um und schüttelte seinen Peerkopp. Allein er blieb ruhig stehen. Erst als er merkte, daß die anderen wieder ins Haus gegangen waren, da übernahm Max das Kommando. Und ganz leise zog er an, bog um die Ecke und brachte seinen Herrn durch Dorf und Stadt wohlbehalten nach Hause. Auf dem Hofe hielt er an, und da erwachte auch ull Fink. —

Das konnte der aber dem Dorf nicht vergessen. Denn was man da an ihm getan hatte, das ging gegen seine Fischhändlerlehre. Und so nahm er sich vor, das Dorf fortan zu meiden. Aber am Kreuzweg vor dem Ort, da schrie er immer ganz laut: „Flunrel Hääring! Stint!“ — Und lief man nun mit seinem Teller hinaus, dann war ull Fink schon weiter.

Nur Max verstand diesen Reisewechsel nicht. Er blieb darum immer am Kreuzweg stehen, bis Fink ihm sagte: „Noah rechts, Max!“ Und so zog Max nicht in das Dorf.

Hier aber war Fink bald schmerzlich vermisst. Sprach ihn jemand an und wünschte ihm guten Tag, so nickte er nur und zog seine Straße weiter.

Aber nun war einst ein heißer Sommertag und Fink war auf seinem Wagen eingedrusekt. Das mußte Max wohl gemerkt haben, und er sagte sich: „Nu hebb ick dat Kommando werrer!“ Und so nahm er den früheren Trott und hielt im Dorf an. Und da rief schon alt und jung: „Fink, mi uck moal drei Pund! Fink, mi uck moal förn Froschel!“ Und die „Dörpschen“ kauften ihm alles ab, was er an Fischen hatte. So wurden Fink und die im Ort wieder Freunde. Und Fink sah wieder im Gasthof am Fenster mit seinem Korn und seinem Brot und nickte seinem Max wieder zu wie früher. Und Max tat auch so, und keiner dachte mehr an die Hochzeitsnacht. — S. L.

Seine Anzeige



In Stettin und weiter war vor 40 Jahren ein gewisser Winter bekannt durch seine sogenannten „Sichtketten“. Das waren Ketten, die schwach elektrisch geladen waren und auf der Brust getragen wurden. Sie haben kein Unheil angerichtet, wohl aber den Winter reich gemacht. — Winter wurde jedoch sehr leichtsinnig und ist im Armenhaus in Altdamm gestorben.

Er macht eine riesige Reklame. Und in einer der ersten war zu lesen: „Von Geheiten aus allen Ständen und Berufen, von jung und alt, liegen unzählige Dankschreiben vor, die der Erfinder alle hergestellt hat!“

Dor hundert Jahren

Es war die Zeit der Erweckungsbewegung und in Pyritz im Weizacker, deren geistiger Urheber der Konrektor und Hilfsprediger Moritz Goercke daselbst war. Er trat der rein verstandesmäßigen Auffassung des Religiösen (Rationalismus) kräftig entgegen, entsagte allen weltlichen Genüssen und sammelte eine zahlreiche Anhängererschaft um sich. Freilich fehlte es nicht an Segnern, selbst unter den Geistlichen, und schließlich kam es dazu, daß die Meinungs-

verschiedenheiten nicht nur mit geistigen, sondern auch mit recht weltlichen und drahtischen Mitteln ausgetragen wurden. Und so mag denn schon wahr sein, wenn uns erzählt wird:

Da war ein gewisser Witte, Destillateur und Branntweinschenk. Der ließ an einem Tage seinen ganzen Branntwein in den Rinnstein laufen, schloß seinen Laden und brachte ein Schild mit der Inschrift an:

„Hier wird kein Branntwein mehr verkauft,

Weil sich die Menschheit das Verderben daran kauft.“
Worauf sein Gegenüber an der StraÙe, ein Tischler, schleunigst einen Ausschank einrichtete und eine Inschrift anbrachte:

„Von Gottes Gnaden

Steht hier ein neuer Branntweinalden.“

M. R.



Du lügst!

Das Dorf Püttkenhagen lag noch vor nicht allzu langer Zeit weit ab vom Verkehr. Besonders die Ausgebauten. So kam es, daß der alte Klemm, der schon jahrelang krank im Bett lag, noch keinen Radioapparat mit Lautsprecher gehört

hatte. Nun kaufte sich sein Nachbar einen, stellte ihn bei Klemm auf und drehte ihn an. Man empfing gerade die Wetteransage, und die lautete: „Morgen unverändert schön, wolkenlos und heiter!“ — Da richtete sich „ull Klemm“ doch im Bett auf und sagte: „Härr ick di hier: ick schläu di den Puckel voll, ull Löjenuull Morje wart regne in Ströme!“ — Und Klemm hatte recht: es regnete wirklich am andern Tag in Strömen. — —

H. E.

Vater, Sohn und Lehrling



Ende des vorigen Jahrhunderts war auf dem Hofmarkt in Stettin eine Handlung mit Nähmaschinen und Fahrrädern. Sie hieß Seletneky und war weit und breit bekannt. Eines Tages kam der Annoncenjäger Oberländer und sagte:

„Der neuste Kalender! Stück 50 Pfennig!“ — Der alte Seletneky: „Danke! Nichts zu machen!“ — Der Händler: „Mein Herr, da stehen die Radrennen der ganzen Welt drin!“ — Der Alte: „Na, meinethwegen, her damit!“ — Und er bezahlt und wird gerade abgerufen.

Der Sohn kommt herein und fragt den noch zögernden Oberländer: „Na, was wünschen Sie?“ — Der Händler: „Ich wollte Ihnen nur den neusten Kalender anbieten, der alle Radrennen enthält!“ — „Großartig!“ sagt der Herr Sohn und zahlt seine 50 Pf.

Flugs verschwindet der Kolporteur, als der Alte auch schon zurückkommt und zu seinem Schrecken sieht, daß sein Sohn auch schon einen Kalender gekauft hat.

„Fritz!“ ruft er seinem Lehrling zu, „schnell dem Kerl nach! Hier dieser Kalender!“

Fritz stürzt hinaus und trifft den Schwernötter auch noch an der Ecke. Und als der ihn sieht, meint er ruhig: „Ich weiß schon, Ihr Meister will noch einen Kalender haben! Hier! — Es ist der letzte! 50 Pf.“ — Und Fritz holt seine letzten 50 Pf. aus dem Beutel und eilt stolz mit Nr. 3 zurück. Und Freund Oberländer verschwindet im nächsten Eckhaus nach der andern StraÙe hin. — Aber von einem Radrennen hat nichts dringestanden!



Pommersche Bäuerinnen

Schnack an'n Tun

Wenn Mudder Schulk'sch inköpen geht,
dat is so licht nich — weißt Veschaid!
Vekanntlich geht in disse Welt
dörch'Frugenshand dat meiste Geld!

Doch kümmt von'n Kopmann sei taurügg,
denn finn't sik sachten woll 'ne Vrügg',
dat ok de leuwe Nahwer'sch weit,
wo hoch in'n Pris jüst allens steiht.

Nah dissen geht dat in't Bericht
noch mit de ganze Dörpgeschicht!
Zwei Stunn' sind um — de Tid vergeiht!
Oll' Mudder Schulk'sch noch immer steiht!

So is un bliwwt in disse Welt
dat olle Wurt, dat immer gell't:
De Kreih' bliwwt swart, de Vu'e bliwwt brun
un Feunslüd' holl't ehr'n Schnack an'n Tun!

Fritz Dittmer

Pommersche Gemeinschaftsmusik vor 300 Jahren

Der Konzertbetrieb, wie er im letzten Jahrhundert und in der Zeit bis zum Kriege sich steigend entwickelt hatte, hat die Segnerschaft der Jugend und der echten Musikliebhaber hervorgerufen. Immer mehr ist er gesellschaftliches Ereignis geworden, immer mehr in Starwesen ausgeartet, immer gleichgültiger ist das Publikum geworden am eigentlichen Wesen der Musik, indem es auf teureren Plätzen zunächst einmal seine Anwesenheit als das Wesentlichere ansah. Jugend und Musikfreunde kämpften um echte Musikpflege, bei der nicht ein Virtuose sich im Glanze seines Könnens und in der Bewunderung der Menge sonnte, sondern bei der Kunstfreunde nur und ausschließlich sich am Kunstwerk freuen wollen, ohne jeden gesellschaftlichen oder gar wirtschaftlichen Neben Zweck. Echte „Hausmusik“, das ist das, was man forderte. Man wies dabei auf die Musikpflege vergangener Zeiten, als noch keine Konzerte mit Massenbesuch und großstädtischem Betrieb das Wesen der Musik zu verfälschen drohten. Musik um ihrer selbst, aktive Betätigung des Musikfreundes, ohne passive und oft genug musikfremde Zuhörer, heißt die Parole, zurück zur „Hausmusik“ eine weitere.

Ein glücklicher Zufall setzt uns nun in die Lage, einen Einblick in pommersche Hausmusik vor 300 Jahren zu gewinnen, und zwar nicht aus dem Kunstwerk selbst, sondern diesmal aus einem Bilde, das hier folgt:

von „Johann Martin Rubert von Nürnberg, bestalten Organisten der Haupt-Kirchen S. Nicolai in Stralsund“ entnommen. Das Werk ist „mit 2. 3. Vocal- und 2. 3. Instrumentalstimmen nebenst beygefügetem doppeltem General-Baß gesetzt“. Wir wissen nun, was die Sänger und Spieler musizieren: aus den Stimmbüchern dieses Werkes, und zwar spielen je zwei Spieler, Clavichord und Laute, und Baß und Laute aus den zwei Generalbaßstimmen. Einer der Sänger gibt den Takt an. Vergnügt ist die Gesellschaft, deren Wahlspruch lautet: „die Musik unsere Liebe“, offensichtlich. Sie singen auch vergnügliche Texte: der Komponist erklärt im Vorwort, er habe „eines berühmten Welschländischen Componisten Arbeit“ in diese Arien „nicht schlecht“ (d. h. schlicht, einfach) „hineingesteckt, besonderen Bass erwehert und ausgeführt, auch mit bequemen Texten unterleget . . . , daß verhoffentlich wer zu der Musica einiges belieben trägt, auch darin zur belustigung etwas dienliches wird antreffen.“

Die 20 Stücke bringen Schäferlieder: „Soll ich nun dich Schäferin aus den Augen setzen hin“, „Amaryllis liebt Mirtilien“, aber auch ein frisches Martinsliedlein „Weil nun Sanct Märten bricht herein, rundädinellula, muß seine Ganß besungen seyn“. Die Stücke haben instrumentale Nachspiele, auch Tänze: „zum Beschluß wird das Sorobant (d. i. Sarabande) so oft als man wil



Der Betrachter sieht eine Gruppe von Musikanten. Sie sitzen um einen großen Tisch herum, im Kreise, der die Gemeinschaft fest zusammenschließt. Alle sind „aktiv“ an der Musik beteiligt, keine Zuhörer schwächen die Vertiefung in die lebendige Musik. Drei der Musikanten im Kostüm des Dreißigjährigen Krieges singen, zwei spielen auf Violen, einer auf der Baßviola, zwei auf der Laute und einer auf einem kleinen, auf dem Tisch aufgestellten Klavichord. Was musizieren sie wohl?

Das Bild, ein Stich, ist dem Titelblatt eines 1647 in Stralsund „in verlegung Otto Ruymanns Buchhandlung“ gedruckten Werkes „Arien, Erster Theil“

musicirt“, heißt es z. B. nach dem genannten Martinslied.

So sangen und spielten unsere Vorfahren vor 300 Jahren am Schluß des Dreißigjährigen Krieges, dessen Ende der Komponist Rubert in seiner „Friedens-Freude“ 1645 besungen hatte, in Stralsund, wo er 1646 Organist wurde und 1680 starb. Geboren ist er 1615 in Nürnberg. Der Krieg hatte wohl schwer auf der Musikpflege gelastet, schrieb doch der große Stralsunder Meister Vierdank 1641 in einem Vorwort (erschieden in den vom Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Greifswald herausgegebenen „Denkmälern

der Musik in Pommern“ (Bärenreiter-Verlag), die sich trefflich zur Haus- und Schulmusik eignen), daß die „liebliche Musica anjehzo unter dem betrübten Kriegs Wesen fast ganz überschwemmet worden“, daß aber die Straßunder Bürgermeister „in solcher Kunst erfahren“ „die liebliche Musica . . . in ihrer Stadt mit beyenhalten und fortzupflanzen sich willigt und beförderlich erzeigen . . .“ und auch der erste festbesoldete Stettiner Ratsmusikant Quetkemann widmet 1547 seine

„geistlichen Gesänge“ und „Fantasien, Paduanen und Galliard“ den Bürgermeistern vorpommerscher Städte, weil er weiß, dort wird fleißig musiziert, Stücke, „so sonst zur recreation (Erholung) und Tröligkeit dienen, auf gutherziger Leute, so dieser Kunst zugethan und vorwandt“ . . .

Pommersche Musikliebhaber vor 300 Jahren!

FRITZ PORTEN:

Karolinens Ruh

Niemand in unserem kleinen Ostseefischerdorf dachte daran, sie bei ihrem richtigen Namen zu nennen. Man sprach nur von „Karolinens Ruh“, und aus diesem Grunde muß ich erst mal erzählen, wer Karoline war, und wo und wie sie lebte.

Karoline war eine sehr alte Frau, die in einem noch viel älteren Häuschen wohnte. Sie besaß eine Ruh, die ursprünglich — und das ist wohl so gute 18 Jahre her — auf den Namen Frieda getauft worden war.

Karoline aber war mindestens 80 Jahre alt. Ihr Gesicht sah aus wie ein Ballen zerknüllten Pergamentpapiers, aber aus diesem Gewirr von Falten, Runzeln und Linien blickte ein Paar eisgrauer, unbeweglicher Augen.

Als Karoline jung war, war sie hübsch und ihre Augen lachten. Sechs Monate lang war sie die glückliche Frau des Ostseefischers Parnow, dann stand sie eines Morgens vom Nordoststurm durchrüttelt auf den Dünen und wartete vergeblich auf das Boot ihres Mannes. Seit diesem Morgen waren ihre Augen kalt und grau und nach ein paar Jahren schon war sie wie eine alte Frau, die ganz allein in dem winzigen Fachwerkhäuschen mit dem riesigen Strohdach darauf hauste — ganz so wie die Hexe im Märchen. Dieses Häuschen nun stand in den Dünen des Ostseestrandes und die Kinder des kleinen Fischerdorfes machten einen respektvollen Bogen drum herum.

Die Großen aber waren da, wie in stiller Vereinbarung, wenn es galt, der alten Frau behilflich zu sein. Der Cloth fuhr ihr das Heu vor die Dachluke und stakte es auf — der Scharping karrete ihr die paar Zentner Kartoffeln von ihrem kleinen Acker nach Haus — na, und ein paar von den jüngeren Leuten hatten schon so manches Mal das alte liebe Strohdach daran gehindert, sich bei strammem Nordwest selbständig zu machen.

Die Ruh nun war rein äußerlich ein sonderbares Tier. Wenn ich vor ihr stand und sie betrachtete, dann sah sie mich an mit Augen, aus denen eine Welt von Einfalt sprach. Sie war ungeheuer groß und hatte einen mächtigen Knochenbau, der besonders prächtig zur Geltung kam, weil über ihn nur straff das Fell gespannt war, ohne alle störenden Polsterungen von Fett und Fleisch. Ursprünglich sollte sie wohl mal als Rotschekke „gekalbt“ werden, aber es reichte dann nur zu einer schmutzigen Lehmfarbe. In der Gesellschaft unserer „Schwarzweißen“ fühlte sie sich wohl immer etwas als Außenseiter. Karolinens Ruh war, was das Futter anbetraf, nicht sehr verwöhnt, davon zeugte ihre körperliche Verfassung. Aber auch sie, die Bescheidene, hatte von Zeit zu Zeit einen sogenannten Schlemmertag, wo sie bis zum Bauch in fettem Gras oder bis über die Ohren im Heu stand. Allerdings dann auf fremder Wiese oder in fremdem Stall. Und diese „fetten Tage“ hatte sie — dem Gerichtsvollzieher zu danken.

Ich muß nun allerdings noch sagen, daß sich das alles vor 1933 abspielte, und daß damals der Gerichtsvollzieher sogar in unserem weltabgeschiedenen Dörfchen eine ziemlich bekannte Persönlichkeit war. Dieser Gerichtsvollzieher hieß Wendt und war im Grunde ein guter Kerl, dem es selbst

meist zuwider war, diese armen Fischer wegen rückständiger Steuern auszupfänden.

Karoline aber war ein ganz besonders schwieriger Fall. Sie blieb mit stoischer Ruhe ihre sämtlichen Steuern schuldig. Dem guten Wendt ging es sehr gegen den Strich, gerade dieser armen alten Frau mit Pfändung zu drohen und es war bei ihr doch weiß der Himmel nichts zu holen — bis eben auf die Ruh — — —

Und nun begann ein seltsames Katz- und Mausspiel zwischen Karoline, ihrer Ruh und dem Gerichtsvollzieher.

Der Herr Landrat hatte ein Nachwort gesprochen! „Mein lieber Wendt“, sagte er, „diese Frau Parnow, Karoline, schuldet uns jetzt 17,35 Mark an Steuern — Sie müssen der Frau die Ruh pfänden — Sie müssen da mal energisch durchgreifen.“

Karoline mußte wohl so eine Art Hellscherin sein, oder aber der Gerichtsvollzieher besaß die Gabe der Gedankenübertragung — denn als er zwei Tage später in Karolinens Stall trat, war dieser leer!

„Karoline Parnow, ich muß Ihre Ruh pfänden.“ —

„Ik häv keen Rau — mien Rau is dot“, sagte Karoline und drehte dem Gerichtsvollzieher den Rücken.

„So, so, dann ist die Pfändung fruchtlos“ meinte Wendt, und er ahnte das listige Blinzeln in Karolinens eisgrauen Augen.

Die „tote Frieda“ aber stand unterdessen auf Albert Scharpings bester Wiese am andern Ende des Dorfes und fraß sich dick und dumm.

Und dieses neckische Spiel wiederholte sich von Zeit zu Zeit, je nach Karolinens Steuerschuld, und ihre Ruh fuhr gut dabei. — Der alten Frau aber wurmte es doch, daß sie den Staat betrügen mußte, weil der in seiner Unvernunft von ihr, der armen alten Frau, durchaus Steuern haben wollte. Karoline war auf diese Art eine gewiegte Politikerin geworden — oho — „eine Regierung, die ihr ihre Ruh wegnehmen wollte, war einen Dreck wert.“ —

Aber plötzlich wurde es anders: Januar 1933. Wir alle hier hatten nun das befreiende Gefühl des Geborgenseins. Und wir hatten recht damit, denn es kamen jetzt Zeiten für uns, in denen wir nicht mehr um den Fortbestand unserer kleinen Wirtschaften zu bangen brauchten.

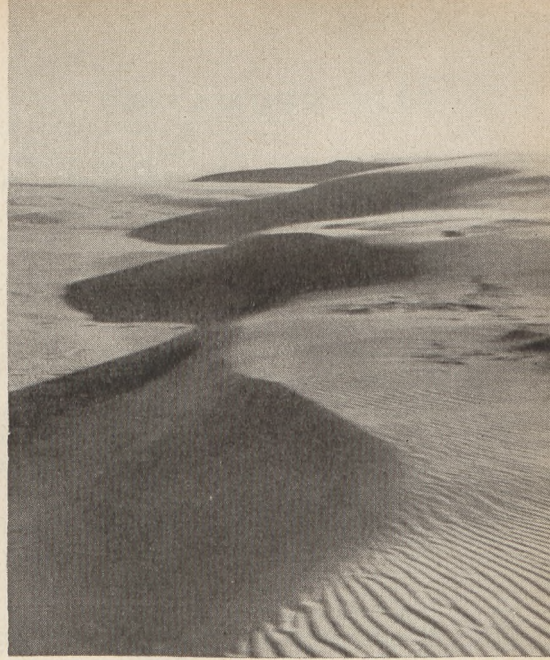
An einem schönen Herbsttage erschien nach langer Pause wieder einmal der Gerichtsvollzieher Wendt in unserm Dorf — diesmal aber nicht amtlich, sondern als harmloser Wanderer. Aus alter Anhänglichkeit ging er zu diesem und jenem hinein und trat zuletzt auch in Karolinens Knusperhäuschen. Wie von ungefähr lostete er dann die Alte zu dem winzigen Stallanbau hinüber — und siehe da: am Trog stand, behaglich wiederkauend, eine Ruh.

„Sieh da, Karoline Parnow, jetzt haben Sie ja mit einem Male eine Ruh“, meinte Wendt mit einem kleinen boshaften Grinsen.

In Karolinens tausend Falten und Fältchen begann es sich zu regen, und in ihren kalten Augen blitzte wirklich ein kleines Lächeln: „Die Rau —? die hat mich Adolf Hitler geschenkt“, sprach sie und drehte dem verblüfften Wendt den krummen Rücken zu.

Über den Dünen
bei Leba

Fotos: Ehlert, Berlin
und Vogt



Strand in Lichow
auf Rügen

Fot. Scharbius



Sommerfreude
an der Ostsee

Fotos: Ehlert, Berlin



Ein preußischer Kolonialplan vor 160 Jahren

Ein Aufsatz einer deutschen Tageszeitung vor längerer Zeit „Unbekannte deutsche Kulturarbeit in Surinam (heute Niederländisch-Guayana) erinnert daran, daß schon vor etwa 160 Jahren die Absicht bestand, das Land oder seine Grenzstriche dem preußischen Staat zu erwerben. Der Träger dieses Gedankens war Jahre hindurch der „alte Seefahrer“ Joachim Nettelbeck aus Kolberg.

Nettelbeck fuhr im Jahre 1773 auf einem holländischen Sklavenschiff. Auf der Fahrt nach Guayana verspürte man plötzlich ein Leck und lief, um ein Sinken des Schiffes zu vermeiden, in den Koromantio (Corenbyne) nördlich von Surinam, ein. Während der fünf bis sechs Tage, die die Ausbesserung des Schiffes erforderte, durchstreifte Nettelbeck das Land, ohne ein menschliches Wesen zu erblicken. Er durfte also annehmen, daß die Ufer des Flusses unbewohnt seien. Daß der Besitzstand des Landes schon damals von seinen späteren Herren, den Engländern, Holländern und Franzosen, umstritten war, war Nettelbeck unbekannt.

Die scheinbare Herrenlosigkeit des Landes und seine üppige Fruchtbarkeit erweckten in Nettelbeck den Gedanken, das Land seinem König zu erwerben. Der „preußische Patriotismus“ wurde in ihm lebendig, „und ich sann und sann“ — so erzählt er in seiner Lebensbeschreibung — „warum denn nicht mein König hier ebenfogut wie England und Frankreich seine Kolonien haben und Zucker, Kaffee und andere Kolonialwaren eben wie jene anbauen lassen sollte! Je länger ich mir das Projekt ansah, desto mehr verliebte ich mich drein; und zugleich meinte ich, daß ich selbst, in meiner Einfachheit, wohl der Mann dazu sein könnte. Herz und Hand zur Ausführung dransetzen zu helfen!“

Nach seiner Rückkehr brachte Nettelbeck im folgenden Jahre in Kolberg seinen Plan sofort „umständlich zu Papier“. So genau setzte er seine Gedanken auseinander, daß er meinte, ein jeder, der sein Schreiben läse, müsse ihm zustimmen. Und so packte ich den Plan fein mit einer alleruntertänigsten Vorstellung zusammen und schickte mein Schöpskind unmittelbar an den alten Friedrich ein, der zuletzt doch immer das Beste an der Sache tun mußte.“

Der König von 1773 aber war nicht mehr der König, der er 1750 gewesen war. Damals, um 1750 herum, hatte der preußische Handel einen mächtigen Aufschwung genommen. Emden, der Mittelpunkt dieses Handels, entsandte alljährlich in steigendem Maße Schiffe unter preußischer Flagge, die wohlbesetzt und stark bestückt waren und nicht nur wertvolle Handelsbeziehungen, besonders nach Ranton hin, anknüpfen, sondern auch den Namen ihres Landes und ihres Königs in alle Welt trugen. Etwas wie der alte Hansegeist regte sich an Preußens Gestaden; die Chinesen aber, so rühmten die Seeleute, die vorher schon so vieles von den Preußen gehört, hätten sich gefreut, diese Nation kennen zu lernen! Was Schweden und Dänemark gelungen, meinte man, müsse auch Preußen gelingen, und das Bild Vinetas stieg aus den Fluten empor. — Niemand war sich über die Bedeutung dieser ersten Versuche preußischer Welthandelspolitik klarer

als der König selbst: „Ich werde“, so sagte er, „das Projekt niemals vollendet sehen. Aber die Nachwelt kann es erleben, wenn sie den Plan weiter verfolgt und sich der geeigneten Mittel für die Ausführung bedient.“

Das war vor dem Siebenjährigen Kriege gewesen, wo der königliche Aar den Flug in die Wolken wagte. Jetzt beschied er sich. So sah Nettelbeck sich mit seinem Plan „arg betrogen“. Seine Eingabe blieb ohne Antwort, und der Seemann schloß wohl richtig, wenn er meinte, der König habe das Ding nicht mit seinen Augen angesehen. Also war er „gescheit genug, ihm weiter keinen Molest damit zu machen“.

Aber zäh hielt er an seinem Plan fest. „Ich putzte mir“, so erzählt er, „das Luftschloß noch immer besser und vollständiger im einzelnen aus. Und da ich wohl erwog, daß der Anbau des Landes ohne Hilfe von hinreichenden Negerklaven nicht zu bewerkstelligen sein werde, so verband ich damit zugleich die Idee einer Niederlassung auf der Küste von Guinea, wo ja schon 100 Jahre früher der Große Kurfürst und seine Brandenburgern festen Fuß gehabt (Nettelbeck selbst hatte im Jahre 1772 diese alte, von Friedrich Wilhelm I. aufgegebene Kolonie besucht und dort noch sechs brandenburgische Geschütze gefunden) und von wo die neue Kolonie mit schwarzen Arbeitern hinreichend versorgt werden könnte.* So wurde mir mein Projekt von Tage zu Tage lieber, obwohl ich meine Gedanken für mich behielt und auf künftige bessere Zeiten rechnete; denn was der königliche Greis, als zu weit aussehend, von der Hand gewiesen hatte, das konnte ja leicht bei seinem hochherzigen Nachfolger einst eine günstigere Aufnahme finden.“

Als dann Friedrich Wilhelm II. auf seinem Wege zur Hulldigung in Königsberg durch Pommern kam, überreichte Nettelbeck dem König selbst in Köslin seine Denkschrift. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; sie fiel allerdings wieder etwas anders aus, als er gehofft hatte: „... Daß Se. Majestät auf den entworfenen Plan zu einer Seehandlung nach Afrika und Amerika für Höchstdero eigene Rechnung zwar nicht entrieten möge, inzwischen die gemachten Vorschläge der Seehandlungsgesellschaft zugestimmt und derselben überlassen habe, ob sie darauf sich einzulassen ratsam finde.“ Das war freilich nicht nach Nettelbecks Wunsch. Aber er hoffte, daß „die Herren von der Seehandlung seinen Plänen vielleicht geneigt sein und Vernunft annehmen“ würden. In kurzer Frist („denn rasch genug expedierte man mich!“) ging eine Antwort ein — allerdings nicht von jener Gesellschaft, sondern von dem Königl. preuß. pomm. Kriegs- und Domänen-Kammer-Deputations-Kollegium zu Köslin: Sie könne sich auf das weit aussehende Handelsprojekt nicht einlassen. — Nettelbeck aber knurrte, weil in Köslin „wohl freilich nicht die rechte Erleuchtung“ für sein Projekt zu suchen gewesen wäre.

Mit der Energie aber, die ihn nie losließ, hing er an seinem Plan. England hatte inzwischen allerdings zugegriffen, und die Striche in Südamerika besetzt, die

* Zur Ehre Nettelbecks sei gesagt, daß ihn am Ende seines Lebens der Gedanke, daß die Sklaverei aufhören müsse, deren Grausamkeit er selbst erlebt hatte, tief bewegte.

Nettelbeck Preußen zugedacht hatte. Aber es gab noch andere Länder über See, die man erwerben konnte, und Nettelbeck wollte sein Preußen „auch jenseits der Weltmeere groß, blühend und geachtet sehen; es sollte seine Kolonien gleich anderen besitzen.“

Nach dem Sturz Napoleons ließ es dem Alten keine Ruhe mehr: er suchte jetzt seinen „hochverehrten Söner“, den General von Sneyenau, für seinen Plan zu gewinnen. Er tat es in einem langen Briefe, in dem er vorschlug, sich für all die Erpressungen, die Frankreich an Preußen begangen habe, an Teilen von Frankreichs Kolonien schadlos zu halten. Es fehle nicht an preußischen Seeleuten, die fähig seien, entfernte Meere zu befahren. „Jetzt bin ich“, so schloß er, „76 Jahre alt; sollte es aber noch gelingen, daß meine Vorschläge irgend zu ihrem Zwecke führen, so würde ich mir die Gnade erbitten, das erste preußische Schiff selbst dort hin führen zu dürfen.“

Vielleicht war kein Augenblick günstiger zur Erwerbung einer preußischen Kolonie als die Tage des Wiener Kongresses, wenn ein Mann von der Bedeutung eines Sneyenau dieser Erwerbung dort das Wort geredet hätte! — Die Zeit aber war noch nicht reif für solche Pläne. Und wir müssen weiter fragen, ob die Erfüllung dieser Pläne damals ein Glück für das arme, ausgefogene Preußen gewesen wäre! Wäre Preußen nicht in Widerstreit mit England gekommen, das vor

kurzem erst gezeigt hatte, daß es nicht gewillt war, eine neue Handelsmacht aufkommen zu lassen?

Sneyenau selbst war mit dem Vorurteil des alten preußischen Offiziers gegen alle Abenteuer über See dem Plan seines Kolberger Freundes abhold. Und so mußte sich Nettelbeck abermals mit einem ablehnenden Bescheide, „in der wohlwollendsten Gesinnung“, zufrieden geben, „daß es das System unseres Staates sei, keine Kolonien in auswärtigen Staaten zu haben; daß, wie vorteilhaft es sonst auch sein möge, durch Absatz der Produkte des Mutterlandes die Kolonialwaren einzutauschen, uns hingegen ein solcher Besitz nur abhängig von den Seemächten machen würde usw.“

Und Nettelbeck beschied sich: „Das ließ sich hören, und dem war denn auch weiter nichts zu begegnen, wenn auch mein schönes Projekt darüber in den Brunnen fiel.“

Uns Nachlebenden aber, die wir den Wert kolonialen Besitzes anders einschätzen als Sneyenau und schließlich auch Nettelbeck, uns namentlich, denen die Siegerstaaten unter längst widerlegten Vorwänden unsere Kolonien vorenthalten, deren Besitz uns eine Selbstverständlichkeit geworden war — uns mag es heute mehr als eine geschichtliche Erinnerung sein, daß schon vor 160 Jahren ein Pommer die Tat wagte, sein Volk auf die Bahnen leiten zu wollen, die es erst hundert Jahre später unter Bismarcks Führung tastend beschritt.

Kumm taum Danz

Ach kumm, mien Mäke, kumm taum Danz!
Is Sünndag hüt im Maie.
De Fiddel juchzt, de Brombas brommt,
dor is et gaud tau tweie.

De Sünn de lacht vom Himmel raf,
de Fleder bleigt im Gorde,
de Vögel singe hell und leiw,
wiel't nu is Frühling worde.

Kumm mit taum olle Ringeboom,
lat in de Arm di nähme
und danze. Dat wi us so gaud,
dat bruk di gor nich schäme.

Wo all de annre lostig sind,
will wi us nich verstäke.
Dat aller seihn, ick bin dien Vorsich,
un du büst mie Mäke.

Kumm, lat us danze, bet dat Hart
is heit, as wull't verspringe.
Erst, wenn de Man am Himmel steiht,
will ick nah Hus di bringe.

Un krieg ick denn 'ne Dof von di,
will ick nuschtl schuldig bliwe.
Denn holl ick uck de Wäk woll ut
un bruk nich väl di schriwe.

So kumm, mien Mäke, kumm taum Danz!
Is Sünndag hüt im Maie.
De Fiddel juchzt, de Brombas brommt,
dor is et gaud tau tweie!

Sturm

Flatternde Möwen durcheilen die Luft,
die Wasser schon schäumen und branden.
Heulend und pfeifend der Wettersturm naht,
urplötzlich entfesselt von Banden.

Die Ruhe zerbrach in Splitter wie Glas,
es rasen die grollenden Wellen,
sie jagen einander ruheberaubt,
um zornig am Strand zu zerschellen...

Aus schwarzgrünen Tiefen gurgelt es hohl,
dann wirbelt wie Flocken ein Schäumen,
als wollten die Wogen vergeltungsvoll
sich gegen die stürmenden Mächte bäumen.

Dort drüben heßt treibend ein Segelboot.
Ist's ein Spielball der wälzenden Fluten?
Nein, sichtbar behält's den gewollten Kurs,
als ob stille die Wasser noch ruhten...

Doch sieh nur — jetzt teilt sich das dunkle Gewölk
und Sonnengold sprüht durch die Lücken,
die Windsbraut flüchtet zurück ins Versteck,
nun Boote, die Heimfahrt muß glücken!

Schon glänzt auf den Wogen der Sonnenschein,
schon werden sie schläfrig vom Toben,
nur ab und zu gischt's noch auf kleinem Ramm,
als stieße ein Schluchzen nach oben — — —

Nur eine frische Brise weht —
vorbei des Spukes Wallen!
Frau Sonne will auf stillem See
die Abendandacht halten...

Begegnen am See

Das war zur Sommerzeit — an einem stillen, verträumten See Norddeutschlands, der irgendwo zwischen sanft gewölbte Hügel verlassen und unbekannt und doch in unendlicher Schönheit eingebettet liegt. Wenn Ingrid Claassen ihren Bekannten in Westfalen gesagt hätte, daß es solcher Seen gerade in Pommern eine übergroße Anzahl gibt — sie hätten den Kopf geschüttelt. In Pommern — — ?!

Der stille verträumte See liegt also in Pommern. Stämmiger Kiefernwald zieht sich die Höhen hinan — Schilf und Rohr wachsen dicht am Ufer — Weihen und Reiher breiten ihre Schwingen — goldene Sonne taucht die Landschaft in ein harmonisches Farbenspiel.

Hierher war Ingrid Claassen aus der großen Ruhrstadt gewandert. Drüben in dem sauberen Häuschen von Papa Hollmann, dem biedereren Bauern, hatte sie Wohnung genommen. Für vierzehn Tage. Und dann... Daran wollte Ingrid jetzt nicht denken. Man soll an Ferientagen nicht an das Einerlei der Berufsarbeit denken. Solche Gedanken versauern die Freude und machen unruhig.

Und doch war sie unruhig. Unruhig, seit Ernst Helling ihr vorgestern begegnete, der junge Förster, der im alten Schloß am Fuße des Sagenberges wohnte. Er hatte sie durch das Schloß geführt, ihr erzählt von der Geschichte seiner Heimat — und nachher hatte er sie gefragt, ob sie sich noch einmal sehen würden. Darauf war sie die Antwort schuldig geblieben. Sie wußte aber, daß Ernst Helling schon zweimal zufällig, wie er sagte, bei Papa Hollmann vorgesprochen hatte — und sie wußte auch, daß er ebenso zufällig das Gespräch auf sie zu lenken verstanden und daß der alte Hollmann eigentlich viel zu viel von ihr erzählt hatte.

Daran dachte Ingrid jetzt, als sie auf der Wiese am Rande des Sees lag, den Blick der Sonne zugekehrt. Wie konnte nur Papa Hollmann sagen, daß sie eine rechte Försterfrau abgeben würde! Aber stimmte es denn nicht? Lebte nicht in ihr der Drang zur freien und schönen Natur wie ein Flämmchen, dem es an Nahrung mangelt! Liebte sie denn nicht die Einsamkeit der Wälder mit ihrem großen und kleinen Getier! Und schließlich: mußte sie sich nicht immer wieder dabei ertappen, daß sie an Ernst Helling dachte, der doch gar nicht so schwerfällig war, wie man sonst wohl vom pommerschen Menschen annimmt!

Etwa zur selben Zeit ritt Ernst Helling den schmalen Weg im Kiefernwald. Der hochbeinige Fuchs tappte gemächlich über den vergilbten Nadelteppich. Irgendwo mußte doch Ingrid Claassen zu finden sein! Soll man Papa Hollmann fragen?

Der Alte saß auf der rohgezimmerten Bank vor seinem Häuschen. „Na, Förster Helling“, begrüßte er den Ankommenden — „schönes Wetter, was? Wohl ein bißchen ausgeritten, nicht? Fräulein Ingrid gesucht? Ja, ja — aber nicht gefunden — sie sonnt sich drüben auf der Wiese.“

Verlegen wie ein halbwüchziger Junge schaute Ernst Helling nach dem jenseitigen Ufer des Sees. „Ach nein, Papa Hollmann — das stimmt nicht ganz“, stammelte er, und er sagte weiter: „Da haben sie am Ohlsenberg

doch wieder Schlingen gelegt! Den ganzen Tag suche ich...“

Papa Hollmann unterbrach ihn: „...suchen Sie Ingrid Claassen, junger Mann!“ Dabei lachte er, daß sein runzeliges Gesicht wie eine übertriebene Karikatur wirkte. Und während er lachte, zog es Ernst Helling vor, seinen Fuchs wieder zu besteigen und zum Erstaunen des Alten fortzureiten. „Biel Glück, junger Mann!“, rief dieser ihm noch zu. Helling ärgerte sich. So geht es den meisten Menschen, wenn sie ihre Absichten und geheimen Gedanken erraten sehen. Und wie um diesen Ärger abzuschütteln, gab er dem Fuchs die Sporen, daß er wie der Sauwind die Landstraße entlangsprenge...

Erst als er die Wiese erreicht hatte, hielt er das Pferd an. Er dachte nicht daran, daß er von Papa Hollmann gesehen werden konnte. Er ahnte deshalb auch nicht, wie dieser leise vor sich hinlachen mußte, wie er den Kopf hin und her wiegte und schließlich beschloß, es den beiden doch leichter zu machen.

Vierzig oder fünfzig Schritte tiefer, dem See zu, schlief Ingrid. Vielleicht träumte sie auch nur mit geschlossenen Augen. Ernst Helling betrachtete das Mädchen. Soll er zu ihr gehen, sie wecken? Was soll er ihr sagen? Mußte er sich nicht wie ein kläglicher Verfolger vorkommen?

Noch einen Augenblick — und Helling ritt weiter, unzufrieden mit sich selbst. Ingrid aber hatte ihn längst bemerkt — — —

Und am Abend des nächsten Tages lud Papa Hollmann den Förster zu sich. „Sehen Sie, Fräulein Ingrid“, hatte er gesagt — der junge Herr ist verliebt, richtig verliebt. So etwas merken wir alten Leute.“ Als er Ingrids Erröten und abwehrendes Lächeln sah, fuhr er fort: „Und Sie mögen ihn ja auch gern — ist ja auch ein stattlicher Mann. Rindchen, nicht rot werden...“

Ingrid blickte an dem Alten vorbei über den See, auf dem die Sonne goldene Rippeln malte. Die Schwielenhand Hollmanns streichelte unbeholfen durch das Blondhaar des Mädchens. Stille — nur die Finken schlugen und sangen leise vom Obstgarten her.

Das war am Nachmittag gewesen. Und nun stand Ingrid am altmodischen Küchenofen, das Abendbrot zu bereiten. Darum hatte sie Papa Hollmann gebeten. Seit einer Stunde schon sang sie herzerfrischend und schallend, daß der Alte oftmals durch den Türspalt schauen mußte, ein Stückchen Glück oder Lachen zu erhaschen: er wurde immer belohnt.

Als Ernst Helling erschien, war der Tisch im Garten bereits sauber gedeckt. Mit Grün und Blumen hatte ihn Ingrid geschmückt, und der Alte wußte nicht, was er mehr bewundern sollte: das glühende und aufmerksame Mädchen im hellen Kleid oder den appetitlichen Tisch, wie er ihn so schön und doch so einfach noch nicht gesehen hatte.

Die Unterhaltung stockte keinen Augenblick. Es war ein fröhliches Lachen, wenn der alte Hollmann aus seinen Jugendtagen erzählte, von seiner ersten Liebe, von



Fot. Ehlert, Berlin

dem Leben auf diesem engen Fleckchen Erde und den wenigen Menschen, die hier im ewigen Alltag, der trotzdem jedesmal ein Sonnentag war, dem steinigen Boden die Nahrung abrangen. Erst als er von seinen drei Söhnen sprach, griff Bedrücktheit um sich — von seinen Jungen, die er dem Vaterland geopfert hatte. Da blickte Papa Hollmann wohl auf das Mädchen und auf den Förster, da wurden seine Augen feucht — und da gab er den beiden die Hand und ging mit gebeugtem Rücken den Waldweg hinauf.

Es kann schon schmerzlich sein, gerade dann an das eigene Unglück erinnert zu werden, wenn man sich des Glückes anderer freut.

Es war bald Mitternacht, als Papa Hollmann zurückkehrte. Ingrid saß allein am Gartentisch, den Kopf

in die Hände gestützt, und weinte. „Nicht traurig sein, Kindchen“, sagte er leise. „Das Alter kann nicht immer stark genug bleiben. Manchmal ist die Erinnerung zu mächtig — dann wird man müde.“

Ingrid Claassen zog das furchige Gesicht des Alten zu sich. Sie fühlte, wie sein Körper zitterte. Und sie flüsterte: „Papa Hollmann, auch nicht mehr traurig sein! Ich will doch lachen —.“

Da ging ein plötzliches Leuchten über seine Augen.

„Und bald komme ich ja wieder — für immer“, sagte sie noch, während der Alte zu den Sternen schaute, wie wenn er ihnen von seinem neuen Glück erzählen möchte.

De Anapäst

Wenn ick abends nah Hus kam, treck ick up de Del irst de Stewel ut, stell de in de Eck, treck denn den'n Awertrecker ut, d. h. wenn ick einen an hatt heww, häng den'n an'n Kiegel un nehm tauleht den'n Haut af un häng den'n uck an. So is de Reigenfolg richtig, un ick kann sei jeden annern Mann, wenn hei verfrigt is, empfehlen, denn sin Fru ward em noch eis so fründlich ankieken, wenn hei ehr nich mit de dreckigen Stewel nah de Stuw' rinpeddt.

ICK heww nu nich de Affsicht hier Rezepte tau gewen, woans sich 'n Mann sin Fru gegenäwer verhollen sall, denn dat kann sich jeder sülwst utfönnig maken; ick will ganz wat anners vertellen.

Also, ick kam eines Abends nah Hus, treck Stewel un Awertrecker ut, häng den'n Haut an, mak de Stuwendör apen un will grad mit min leiwlichste Mien „Su'n Abend“ seggen, as mi ein von min Jungs mit de Frag' entgegenkümmt? „Vadder, wat is 'n Anapäst?“

„Anna Pest“, segg ick, „de Dam is mi nich bekannt. Will sei wat von mi?“

„Ach, wat du nu wedder redst, ick mein jo kein Dam, ick frag jo, ob du 'n Anapäst kennst.“ Dorbi bauktabiert hei mi dat Wurd vör.

„Ach so“, segg ick, „'n Anapäst. Wat wull ick keinen Anapäst kennen. Recht gaud, äwer ick heww noch kein Tied, ick möt Muddern noch wat vertell'n“.

Ostpommersches Platt geschrieben

In letzter Zeit werden in der Heimatpresse tastende Versuche bemerkbar, die ostpommersche Mundart auch zu schreiben. Bei den meisten dieser Versuche ist festzustellen, daß sie der auffälligsten Eigenart unseres Platts nicht gerecht werden: Der Ostpommer verschluckt beim Sprechen häufig die Selbstlaute, fast so, als gälte für ihn das Sprichwort „Zeit ist Geld“. In Artikeln und Fürwörtern sind die Vokale fast immer stumm. Wer also lautgetreu schreiben will, kommt vielfach zu Zusammenziehungen, die das Verstehen des Geschriebenen fast zur Unmöglichkeit machen, und zu Wortbildungen, die den Eindruck erwecken können, wir hätten in unserer Mundart eine Menge slawischer Lehn- und Fremdwörter. Und das ist doch, abgesehen von einigen Surnamen, nicht der Fall.

In der plattdeutschen Sonntagsplauderei einer pommerschen Zeitung erzählt jemand von „Respre“ und „Kulpre“. Was ist das? Beileibe keine Lehnwörter, sondern unsere Bezeichnungen für „Rirschen“ und „unreifes Obst“. Nur sind sie hier falsch geschrieben. Die oben gekennzeichnete Eigenart unserer Sprechweise hat hier eine Schreibweise verschuldet, aus der niemand die Bedeutung der Wörter herauslesen kann. Dem Sprecher des ostpommerschen Platts allerdings wird der Klang die Bedeutung vermitteln. „Kefb're“ und „Kulb're“, nach Einfügung des stummen Selbstlautes „Kefbääre“ und „Kulbääre“, muß es richtig geschrieben werden. „Bääre“ sind Beeren oder auch Birnen. „Kef“ dürfte gleichbedeutend sein mit dem heute auch schon hochdeutschen Eigenschaftswort „kef“, und „kul“ ist kalt, hier in der Bedeutung von unreif. Ein ähnliches Wort ist unsere Bezeichnung „Bickbääre“ für Heidelbeeren. „Bick“ kommt her von „bicken“ = picken, einzeln auf sammeln.

Besonders große Verwirrung richten die Artikel und Fürwörter in der Schreibung des ostpommerschen Platts an. Eine Zeile eines Spottverses auf einen hinterpommerschen Ort ist so geschrieben: „Wost Geld mim Schäpel mäte.“ Das ist wohl lautrichtig, aber nicht so geschrieben, daß auch dem Leser der Sinn klar werden könnte. „Wost“ wird für jeden Nichtsprecher unserer Mundart „Wurst“ sein müssen und ist doch die Zusammenziehung von „Wo sei dat“, und „mim“ besteht aus „mit dem“. Die Verszeile muß also so aussehen: „Wo f' t Geld mit 'm Schäpel mäte.“ Da wird auch der Hochdeutsche zugeben, daß er in einem pommerschen Dorf, wo sie das Geld mit dem Scheffel messen, gern sein möchte. Überhaupt die Artikel: „Det Geld“ sagt der Ostpommer nicht, sondern „t Geld“ und „t Weih“ und „t Land“ und „t Perd“. Man darf nun aber nicht etwa fortfahren „t Rauh“ und „t Jäg“ und „t Waoge“, sondern „d' Rauh“ und „d' Jäg“ und „d' Waoge“; denn auch bei uns gibt es männliche, weibliche und sächliche Geschlechter, und die entsprechenden bestimmten Geschlechtswörter heißen „dei, dei, dat“ ausgeschrieben, die unbestimmten „eie, ein, eie“, woraus beim Sprechen „e, 'n, 'e“ wird. „Up 'm Hof stünn 'e Waoge.“

Da geht in einer Erzählung jemand „nare Stadt“, kommt aber noch einmal „triejut“, weil er „tus“ etwas vergessen hat. Gewiß, so spricht der Ostpommer, so läßt es sich aber nicht schreiben! „Nare Stadt“, soll doch heißen „nach der Stadt“, „naoh dere Stadt“. Dementsprechend muß man schreiben „naoh 're Stadt“. „Triejut“ würde wörtlich hochdeutsch heißen „zurück aus“. Darum schreibt man wohl richtiger „t'riig ut“. Das „zu Hause“ des Hochdeutschen kann ihm nicht lieber sein als uns „t' Hus“. — Etwas ähnliches ist unser Ausdruck für „zusammen“, den man manchmal „top“ geschrieben sieht. „E hop“ ist richtiger. „Zuhauß“ heißt es ja auch noch im Hochdeutschen.

In einem „Ostpommerschen Läusechen“ wird von Peter, einem schmucken Fischerjungen, geschrieben: „Ann all dei kleine Fischermäkes heren schrecklich gern.“ Das Wort

„heren“ soll dem hochdeutschen „hatten ihn“ entsprechen. Man müßte also zumindest „here 'n“ schreiben. Besser ist noch „häre 'n“. Das wäre ebenso lautgetreu und richtiger, weil es entsprechend hochdeutsch „hatten“ heißt. Man wird auch schreiben müssen: „Jek häwe“, nicht „ick heff“, „du häst, hei hät, sei hät, 't hät, wie häwe, ji häwe, sei häwe“; in der Vergangenheit: „Jek här, du härst, hei här, sei här, 't här, wi häre, ji häre, sei häre 'n schrecklich gern“, nämlich die kleinen Mädchen den Peter.

In einem richtig geschriebenen ostpommerschen Platt werden sich also die Auslassungszeichen häufen müssen. Dadurch verliert das Schriftbild an Klarheit. Das ist jedoch unvermeidbar. Nur so nämlich läßt sich ein zu starkes Abweichen des Geschriebenen von der gesprochenen Mundart vermeiden und trotzdem auch dem Nichtsprecher das Eindringen in unser Platt ermöglichen.

Reinhold Otte.

Theater ohne Vorhang

Das Stadttheater Stettin beschließt die Spielzeit 1934/35 am Sonntag, 30. Juni. Schon in der zweiten Augusthälfte regt sich dann wieder neues Leben im Theater, und zwar wird zunächst auf der gleichsam improvisierend in den Schloßhof eingefügten Bühne gespielt werden. Das Freilichtspiel hat sich hier in Stettin seit dem Bestehen der Schloßhofbühne bei Publikum, Presse und Darstellern wachsender Beliebtheit erfreut — und das mit Recht. Denn diese Bühne ist in besonders glücklicher Weise dazu angetan, ursprüngliche Theaterwirkungen zu vermitteln, befinden sich doch Aufnehmende und Ausführende in derselben Welt, ohne daß eine Rampe sie trennt, beschwingt doch die herrliche, schon wieder Natur gewordene Architektur in ihrem nächtlich-schattenhaften Widerschein das Spiel, das wiederum diese Umgebung in zauberhafter Weise zu neuem Leben erweckt.

Was wäre daher geeigneter, als in diesem Rahmen eines jener bezaubernden Shakespeare'schen Lustspiele zu geben, die in sich selbst ein Stück Natur darstellen und die weiter nichts erfordern als ein einfaches Brettergerüst, um zu unserem Empfinden in ihrer ursprünglichen Sprache zu sprechen. Der Monat August, in dem die Abende schon früher zu dunkeln beginnen, wird dazu noch mehr angetan sein als die anderen Sommermonate, uns im ersten Dämmern eines verlöschenden Sommertages und bei früher hereinbrechender Nacht eines jener köstlichsten Geschenke in stimmungsvollster Form zu vermitteln.

Zahlen vom Steffiner Stadttheater — Spielzeit 1934/35

In der nunmehr verfloffenen Spielzeit vom Stettiner Stadttheater fanden an 304 verschiedenen Tagen 453 Veranstaltungen statt. Die Veranstaltungen im Stadttheater wiesen (nur bis 31. 5. 35) 242 135 Besucher auf. Davon entfielen auf die Platz- und Wahlmiete etwa 68 000, auf die NS-Kulturgemeinde etwa 48 000 Besucher, während im freien Verkauf etwa 91 000 Karten abgesetzt wurden.

Pommerns Erzieher in Heringsdorf

Unter Beteiligung von 7000 Erziehern und Erzieherinnen veranstaltete der Gau Pommern vom 26. Juni bis 1. Juli ein Zeltlager für die gesamte Erzieberschaft Pommerns in Heringsdorf. Führende Männer der Bewegung und des Staates sprachen in der Thingstätte über die Grundlagen nationalsozialistischer Erziehung. Wir werden im nächsten Heft unserer Zeitschrift ausführlicher auf diese Veranstaltung zurückkommen und Gelegenheit nehmen, die Rede Alfred Rosenbergs, des Beauftragten des Führers, für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung eingehend würdigen.

Immer wieder das Wilna-Problem

Der litauische Staatspräsident, Smetona, hat dieser Tage in einer Versammlung, die anlässlich der Feier seines Namenstages stattfand, sich in einer Ansprache wieder einmal über das Wilna-Problem geäußert, das nach dem Scheitern der Hoffnungen auf eine litauisch-polnische Verständigung jetzt wieder mit verstärktem Nachdruck als aktuelles Problem behandelt wird. Der Staatspräsident wandte sich in seiner Rede sehr deutlich auch an Polen, welches er „zur Vernunft und Einsicht“ ermahnte. Polen müsse die Fehler erkennen, die es im Lauf der Geschichte hinsichtlich seiner Beziehungen zu Litauen immer wieder gemacht habe. Einmal, und zwar in der 1410 gemeinsam mit den Litauern gegen den Deutschen Ritterorden geschlagenen Schlacht habe Polen eine Abkehr von der Linie seiner Fehler begonnen, auch heute müsse Polen „seine Fehler gutmachen“, bevor es zu spät sei. Der Staatspräsident nannte dann weiter Wilna die Wiege des litauischen Geistes und die Hauptstadt des litauischen Volkes, welche es auch bleiben müsse. „Das Herz, das dort begraben worden ist“ (ein Hinweis auf die Beisetzung des Herzogs des Marschalls Pilsudski), müsse auch er hochachten, aber in Wilna ruhe mehr als das Herz eines einzelnen Menschen, nämlich das Herz des litauischen Volkes, und daher sei das ganze Streben der Litauer auf die Wiedergewinnung ihrer Hauptstadt gerichtet. Diese Rede wird vermutlich in Polen nicht unbeachtet bleiben. Sie kann als ein Auftakt zu neuen Auseinandersetzungen mit Polen aufgefaßt werden, nachdem sich herausgestellt hat, daß die Entspannung zwischen den beiden Ländern nur eine scheinbare gewesen ist.

Die große Zahl der Unfälle in der Sowjetschiffahrt

Die Zahl der Unfälle, die als „Grundübel“ der Sowjet-russischen Schiffahrt bezeichnet werden, ist in der letzten Zeit weiter gestiegen. Allein im Jahre 1934 wurden über 5500 Schiffsunfälle in der Binnenschiffahrt und 400 Unfälle in der Seeschiffahrt registriert. Der materielle Schaden von den Schiffsunfällen im Jahre 1934 hat rund 30 Mill. Rubel betragen, wobei die damit verbundenen „kommerziellen“ Verluste nicht mitgerechnet sind. Pachomow, Volkskommissar für Wasserwege, stellt in einem Erlaß fest, daß selbst diese gewaltigen Ziffern der Verluste und Unfälle den tatsächlichen Stand der Dinge nicht widerspiegeln, da eine sehr große Anzahl von Unfällen überhaupt nicht registriert worden ist. Sogar in den leitenden Kreisen des Volkskommissariats für Wasserwege werde versucht, den wahren Tatbestand zu verheimlichen und „die überaus schädliche Theorie der Unvermeidlichkeit der Unfälle“ zu vertreten. Schiffsunfälle geringeren Umfangs würden überhaupt nicht beachtet.

Verantwortlich für die zahlreichen Unfälle seien in erster Linie die Leiter der Schiffahrtsverwaltungen, der Politischen Abteilungen und der Betriebsabteilungen sowie die Schiffskapitäne. Zahlreiche große Schiffsunfälle seien ausschließlich auf das verantwortungslose Verhalten der betreffenden Vertreter der Schiffahrt zurückzuführen. Die Unfälle seien ein besonders deutliches Zeichen für den schlechten Stand der Arbeitsdisziplin, die schlechte Auswahl und Heranbildung des Schiffspersonals und die mangelhafte organisatorische und technische Leitung der Schiffahrt. Wie aus dem vorliegenden Material hervorgehe, seien 21 Prozent aller Unfälle darauf zurückzuführen, daß dem Zustand der Wasserwege eine vollkommen unzureichende Beachtung geschenkt werde. Nicht geringer sei die Unfallziffer infolge der schlechten Instandsetzung der Schiffe und ihrer Maschinenanlagen. Die weit überwiegende Zahl der Unfälle sei jedoch eine Folge grober Verletzung der Schiffahrtsvorschriften und des undisziplinierten und nachlässigen Verhaltens des Schiffspersonals zu seinen Aufgaben.

Zur Schließung der deutschfeindlichen Boykottzentrale in Warschau

Die Schließung der Zentralstelle der antideutschen Boykottbewegung hat in den Warschauer Wirtschaftskreisen großes Aufsehen erregt. Es handelt sich hier um eine jüdische Boykottbewegung, deren sogenannter Zentralausschuß schon seit zwei Jahren eine heftige Boykottpropaganda gegen Deutschland und deutsche Waren geführt hat. In den letzten Monaten wurde die Propaganda für den Boykott nicht mehr so laut betrieben wie früher, die polnische Polizei hat sich aber trotzdem zu dem gemeldeten Einschreiten veranlaßt gesehen. Wie verlautet, haben Vertreter der Spitzenorganisationen der jüdischen Wirtschaft in Polen wegen dieser Gelegenheit eine Versammlung abgehalten, in welcher eine Intervention bei den polnischen Behörden beschlossen wurde.

Litauen ist wieder nicht dabei

An der jetzt in Warschau tagenden Konferenz der Internationalen Rundfunkunion nehmen 72 Delegierte teil, die das Rundfunkwesen von 20 Ländern vertreten. Diese Organisation umfaßt alle Sendestationen Europas. An der Eröffnungsitzung nahmen mehrere Vertreter des polnischen Postministeriums teil. Es hat ein gewisses Aufsehen erregt, daß Litauen, obwohl es seit Jahren der Rundfunkunion angehört, keine Vertreter zu dieser Konferenz entsandt hat. In den Warschauer politischen Kreisen wird die Nichtbeteiligung Litauens auf den Wunsch zurückgeführt, etwaigen Auseinandersetzungen über das Verhalten der litauischen Sender nach dem Tode des Marschalls Pilsudski zu entgehen. Bekanntlich hat der litauische Rundfunk damals in Polen eine starke Verstimmung hervorgerufen, die auch in sehr kritischen Äußerungen ihren Ausdruck fand.

Wo fließt die Weichsel?

Die „Gazeta Polska“, das offiziöse Warschauer Regierungsblatt, verzeichnet in einer recht bissig abgefaßten Glosse die Tatsache, daß im Sommerflugplan der französischen Luftfahrtgesellschaft „Air France“ eine ganz unzulängliche und vielfach direkt falsche Darstellung von Polen gegeben wird. Die Stadt Posen fehlt gänzlich, die Weichsel entspringt nach dieser Darstellung bei Lemberg, fließt dann östlich von Lublin und berührt Krakau überhaupt nicht! Die „Gazeta Polska“ bemerkt dazu: „Vielleicht eine Kleinigkeit, aber dennoch eine Schmach. So wenig kennt man in Frankreich das Land des Bundesgenossen.“ Dieser Fall erinnert übrigens an eine vor einiger Zeit vom französischen Handelsministerium herausgegebene Karte, die seinerzeit auf der Lemberger Messe ausgestellt war. Auf dieser Karte war Warschau als zu Sowjetrußland gehörende Stadt verzeichnet.

Strafmaßnahmen gegen Deutsche in Litauen

Der Vorsitzende des deutschen Christlichen Vereins junger Männer in Romno ist dieser Tage vom Romnoer Kreischef wegen angeblicher Einberufung von nicht genehmigten Versammlungen mit einer Strafzahlung von 250 Lit oder zwei Wochen Arrest bestraft worden. Tatsächlich handelt es sich um Versammlungen von Vereinsmitgliedern zum Zweck von Bastelarbeiten, wofür nach den litauischen Gesetzen eine besondere Genehmigung nicht erforderlich ist. Der Kommandant von Wilkowi schki hat eine Deutsche litauischer Staatsangehörigkeit Fr. Wolpert für die Dauer des Kriegszustandes nach dem Kreije Ponewesch verbannt, weil sie während eines Ferienaufenthaltes auf dem Lande deutschen Bauernkindern Privatunterricht erteilt hat. Auch hier liegt keine Gesetzesverletzung vor, da die Erteilung von Privatunterricht außerhalb der Schule gestattet ist. In beiden Fällen ist Einspruch erhoben worden.

Die Fischer von Jarsholm

Roman von WALDEMAR AUGUSTINY

Copyright by Wilh. Gottl. Korn, Breslau

1. Fortsetzung

Jakob Müller, der lange Jahre sein Leben in Amerika verbrachte, treibt die Sehnsucht wieder in seine Heimat Schleswig, in sein Heimatdorf Jarsholm. Er wandert nach seiner Ankunft durch das Dorf, ohne sich erkennen zu geben, geht zum Choleraberg, auf dem er als Junge mit seinen Freunden Kai und Jan, mit den Freundinnen Sie und Antje gespielt hat. Von Müdigkeit überwältigt, schläft er dort ein. Als er erwacht, steht der Mond schon über ihm, und plötzlich hört er leise eine Stimme rufen.

„Jakob“, flüsterte es noch einmal neben ihm. Da, zwischen den dunklen Stämmen, schwankte wie eine Fahne der Schatten einer Frau.

Jakob wußte sogleich, das war Antje. Ihr Haar schimmerte im Mond wie Silber. Jakob tat ein paar Schritte, es war ein saures Stück Arbeit, so schwer lag die Kälte in seinen Gliedern.

Nach einer Weile flüsterte es wieder: „Jakob.“ Und dann: „Warum bist du gekommen?“

„Warum?“ Jakob zuckte mit den Schultern. „Wieso? Warum, Antje?“

In der Stille, die nun folgte, hörte man Achzen aus Antjes Brust. Antje kämpfte mit dem Atem; sie hielt beide Hände eng aneinandergedreht vor dem Leib; sie stand wie eine Beterin.

„Warum bist du gekommen?“

„Ich weiß es auch nicht, Antje, gib mir die Hand. Ich habe viel gedacht an dich, Antje, lange Jahre habe ich an dich gedacht.“

„Hast du gemeint, daß du deshalb kommen mußtest? Jakob, bist du vielleicht meinetwegen gekommen? Sag' mir das!“

Ihre Stimme klang schrill, wie eine Drohung kamen die Worte. Jakob entsetzte sich. War das Antje, die gesprochen hatte, Antje, die zart war, als wäre sie aus Glas gemacht. „Nein“, sagte er und empfand immer noch diesen Schrecken.

„Dann ist es gut. Das wollte ich wissen. Mehr wollte ich nicht von dir.“

„Ich bin gekommen, um Jarsholm wiederzusehen. Wie ist es dir ergangen, Antje, in der Zeit?“

„Gut“, sagte Antje. „Ich habe zwei Kinder. Niessen ist mein Mann, du hast ihn wohl nicht gekannt?“

„Er war jünger, aber gekannt habe ich ihn.“

„Er ist der tüchtigste Fischer in Jarsholm.“

„Ich glaub' es.“

„Die anderen hassen ihn, weil er so tüchtig ist und weil er sich aus der Genossenschaft nichts macht. Niessen ist stark, er geht seine eigenen Wege. Darum habe ich ihn genommen.“

„Ich freue mich, daß du glücklich geworden bist, Antje. Sind deine Kinder gesund?“

„Ja, nein. Kai ist gesund, Claudine hatte es in der Hüfte.“

„Oh, Claudine ist hübsch, ein seltener Name. Der ist von dir, Antje!“

„Niessen wollte sie Amanda taufen nach seinem Onkel Armand. So hatte er sich das gedacht, aber Niessen hat kein Französisch mehr gelernt, wie ihr noch alle. Es ging nicht, und da hab' ich Claudine gesagt. Claudine bekam es

früh in der Hüfte, aber sie ist beim Professor gewesen, sie hat lange in Gips gelegen, und jetzt kann sie ordentlich gehen. Nur blaß sieht sie aus.“

„Arme Antje, du hast viel ausgestanden!“

„Nein“, sagte Antje mit leiser Festigkeit. „Es ist mir gut gegangen. Die Kinder sind gesund, und ich habe den tüchtigsten Mann in Jarsholm. Die anderen hassen ihn, weil er so tüchtig ist, und ich liebe ihn, weil die anderen ihn hassen.“

Stille. Jakob versuchte Antjes Gesicht zu sehen, aber sie hielt es noch immer verborgen.

Ein bleicher Schimmer lag über ihrem Haar.

„Und wie lange bleibst du, Jakob?“

„Das — ich habe noch nicht darüber nachgedacht.“

„Hast du ein Mädchen drüben, das auf dich wartet? Ich wünsche es dir.“

„Nein, Antje, ein Mädchen habe ich nicht, keine, die auf mich wartet.“

Wieder Stille. Antje drehte ihre Finger, man hörte das Knacken der Gelenke, ihr Atem ging wieder heftiger. „Jakob“, schrie sie heraus, „sag' mir, warum hast du es getan?“

Jakob zitterte. „Was? Ich weiß nicht, was meinst du, Antje.“

„Willst du dich auch vor mir verstecken? Wir, die wir alles gemeinsam durchgemacht haben, meine ich, brauchen uns nichts vorzumachen. Warum hast du Jan das angetan?“

Da war es heraus. Antje hatte den Kopf hochgerissen, wie ein Tier, das zum Angriff übergeht, stand sie vor Jakob. „Ich habe es nicht getan.“

„Doch, Jakob, du hast es getan. Mir kannst du es sagen. Ich muß es wissen. Bitte, sage es mir“, flehte Antje mit leiser Stimme. „Ich bin ruhiger, wenn du es sagst. Du kannst mir es gestehen, ich bin ja glücklich geworden und habe Kinder und den besten Mann von Jarsholm, du kannst es mir ruhig sagen jetzt. Sag' es mir! Bei mir soll es begraben sein wie in einer Totengruft. Warum hast du es getan?“

Jakob blickte verzweifelt gegen die Scheibe des Mondes und suchte im leeren Schacht des nächtlichen Himmels. Dann nahm er seine Mütze ab. „Wenn du es wissen willst, Antje, beim lebendigen Gott, ich habe es nicht getan.“

„Oh!“ Mit einem leisen Hauch sank Antje zusammen. Jakob mußte zugreifen, sie wäre sonst gefallen; wie ein Bündel Zeug hielt er sie, so leicht und leblos war Antje. Der Kopf lag nun an Jakobs Brust, Jakob blickte auf das Silber ihres glatt gescheitelten Haares.

„Antje, liebe, schöne Antje.“ Jakob sprach alle Roseworte, die ihm einfielen. Leise streichelte er an ihrem Arm herab. Antje aber blieb, wie sie war, zusammengekrümmt und reglos. Hätten ihre Schultern nicht gezuckt, man hätte sie für gestorben halten müssen.

„Antje“, flüsterte Jakob. „Ich habe dich ja geliebt, wie keinen Menschen auf der Welt, wie man einen Menschen gar nicht lieben kann. Ich habe dich geliebt, wie noch nie ein Mensch einen anderen geliebt hat. Ich habe nicht gewagt, zu dir zu reden. Ich habe die Augen gesenkt und weggeschaut und habe mich blöde gemacht wie ein Tier, wenn du kamst. Ich wagte nicht, weißt du noch, dir das

Taschentuch aufzuheben, das du verloren hattest, lieber drückte ich mich davon. Ich bin vor deinem Fenster vorbeigefahren wie ein Mensch mit bösem Gewissen. Mein Herz klopfte mir im Hals, wenn ich dir begegnete. So sehr habe ich dich geliebt, bis heute.“

Antje machte sich los. Es sah aus, als wollte sie davonstürzen. Dann aber, schien es, wankte sie wieder. Jakob streckte den Arm aus, sie zu halten, da flog Antje einige Schritte zurück.

„Du lügst nicht, Jakob, du hast es nicht getan. Und warum bist du denn gegangen, Jakob? Warum hast du mir das angetan, mich allein zu lassen mit den Leuten und mit dem Gerede der Leute? Warum hast du mich im Stich gelassen?“

„Im Stich gelassen? Dich?“ Jakob wußte nicht, was er darauf antworten sollte. An Antje hatte er immer gedacht, aber es war ihm nicht in den Sinn gekommen, daß er Antje etwas antat, als er fortmachte.

„Wie habe ich dich im Stich gelassen? Du zogst doch Jan immer vor. Was konnte ich dir sein, Antje, wenn du Jan liebtest und nicht . . .“

„Ich habe Jan vorgezogen, ja, das ist richtig.“

„Er wußte mit dir umzugehen, er konnte Scherze machen wie keiner.“

„Ja, er konnte reden, der Jan. Ich mochte ihm gern zuhören, wenn er erzählte. Er hatte immer etwas Hübsches zu erzählen.“

„Und er war schön anzusehen.“

„Ja, er war gut gewachsen und hatte ein helles Gesicht, sein Gesicht war nicht so verschlossen wie deins.“

„Keiner in Jarsholm war wie Jan, Antje. Ich habe es gut verstehen können, daß du ihn vorzogst, Antje. Er war ja der Beste, Schnellste, Rühmte und Klügste von uns allen. Trotzdem, es war nicht immer leicht, Antje, das kann ich dir sagen; es gab Augenblicke, da habe ich Jan gehaßt.“

„So — du hast ihn gehaßt!“

„Weil er alles konnte, weil ihm alles glückte, was er wollte, weil er mit Mädchen umgehen konnte, weil er mit dir schön tat und du ihn vorzogst, Antje, darum konnte ich ihn hassen. Und das hat sehr gedriickt auf mir, das kannst du mir glauben. Ich will dir etwas sagen. Ich will dir was gestehen, Antje, was ich keinem Menschen anvertraut habe. Ich mußte damals fort, kein Mensch hätte mich gezwungen, da hast du recht, das Gericht hatte mich ja freigesprochen, und alles war in Ordnung. Ich hätte bleiben können, ich hätte in Jarsholm bleiben können und bei dir“, fügte er mit leiser Stimme hinzu. „Aber, Antje, ich mußte fort, mein Gewissen jagte mich. Ich will es dir sagen. Du bist der erste und einzige Mensch, der es hört. Ich habe Jans Tod gewollt. Ich habe die ganze Zeit, als ich am Ruder stand, gewünscht, wenn er jetzt doch über Bord geht. Es war dunkel, die See, das weißt du, ging damals hoch wie selten, es war aussichtslos, einen zu retten. Ich hoffte es, wünschte es mit ganzem Herzen, eine Welle möchte ihn überschlucken.“

„Und du hast ihn gestoßen?“

„Ich habe ihn nicht angerührt, aber glaubst du, daß Gedanken schuldig machen, Antje? Hältst du das für möglich?“

„Ich weiß es nicht“, sagte Antje.

„Nachher war ich ja wie umgewandelt. Als ich es merkte, bin ich wie ein Blödsinniger über Deck gesprungen, fast hätte es mich auch noch erwischt. Hätte ich Jan im Wasser kämpfen sehen, ich wäre, kannst du mir glauben, nachgesprungen, es hätte uns beide geholt, und alles wäre gut gewesen. Kannst du dir denken, daß ein Mensch sich so umkehren kann, Antje? Vielleicht ist es ja auch nicht zu verstehen, mitunter glaube ich selbst, ich bin nicht in Ordnung gewesen.“

Jakob machte eine Pause, um Luft zu holen. „Es war ja mehr als Freundschaft zwischen uns, mußt du wissen, richtig verehrt wie ein höheres Wesen habe ich ihn. Aber manchmal, entsetzlich, schlug das um, dann konnte ich selbst nicht dagegen, dann wurde es Haß. Dir will ich es sagen, Antje, an jenem Tage habe ich ihn gehaßt, weil du ihn zum Tanz aufgefordert hattest. Jan lehnte am zweitletzten Pfeiler, gleich bei der Musik. Mit übereinandergeschlagenen Beinen lehnte er am Pfosten und blickte triumphierend in den Saal. Und dann bliesen sie zum Tusch, und Peter Eilers blies durch die hohlen Hände: „Damenwahl! Und Jan blickte mit ruhigem Triumph auf dich, und du erhobst dich, in einem blauen Kleid mit silbernem Kragen erhobst du dich und tanztest auf Jan zu, du tanztest schon vorher, bevor er dich umfaßte. Und dann schwebtet ihr durch den Saal, und alle stießen sich an, und die Alten guckten von ihren Gläsern auf, und es war eine Meinung: ihr wart ein Paar, wie es keines schöner in Jarsholm gegeben hatte. Ich aber ging hinaus und hielt die Fäuste in der Tasche und stand im Dunkel und verwünschte mich, ja geflucht habe ich auf mich und auf Jan, gehaßt habe ich ihn. Zum erstenmal habe ich ihn da über Tage hinweg gehaßt, bis dann die böse Fahrt kam und der Sturm uns packte. Wir sprachen auf der Fahrt nicht viel zusammen, man spricht auch sonst ja wenig miteinander unterwegs. Ich stand am Steuer, es war nicht einfach, das Rad zu halten in dieser Nacht. Jan, als wäre es gar nichts, stand an der Fock, wie der Schatten eines Gottes stand er am Bug und hielt den einen Arm in den Wind, und er mußte etwas sagen oder singen, denn ab und zu schlug mir der Wind seine Stimme ins Gesicht. Er stand gegen den wilden Himmel wie ein Sieger, und da habe ich gedacht, wenn jetzt die Flut ihn holt. Wenn er über Bord geht! Und sie holte ihn, die Flut, und das war das Letzte zwischen uns, solange er noch lebte, der Haß, und nie mehr habe ich ihm sagen können, daß ich keinen anderen Freund hatte als ihn.“

Wieder war es eine Zeitlang still zwischen den beiden, und Jakob war es, als schwankte nun auch er. Mit beiden Beinen mußte er sich fest in den Boden stemmen. Der Wind drückte mit Riesen Händen gegen seine Schultern.

„Nun weißt du auch“, fuhr Jakob fort. „Warum ich fort mußte. Mit dir hat es nichts zu tun gehabt. An dich habe



Das ist der Weisheit letzter
Schluß:
Nur du verdienst dir Frei-
heit und das Leben,
Der täglich sie erobern
muß.
Faust II, 5

„Wir wissen, daß wir uns das Vertrauen unserer Kunden im Wettbewerb täglich neu erobern müssen. Wir wissen, daß uns keine Vorrechte den Erfolg erleichtern, sondern daß er mit schöpferischer Initiative

aus eigener Kraft täglich neu errungen werden muß. Dies Wissen hält uns — vom Führer des Betriebes bis zum jüngsten Angestellten — wach und lebendig und befähigt uns, den täglich neuen Anforderungen einer fortschreitenden Entwicklung der deutschen Wirtschaft gerecht zu werden. In diesem Geiste ist es uns möglich, eine doppelte Verantwortung zu tragen: Den Versicherungsnehmern gegenüber, die uns in über 20 Millionen Verträgen ihr Vertrauen entgegenbringen — der Nation gegenüber, der wir aus unseren Kapitalreserven Milliarden Mark für die deutsche Volkswirtschaft stellen.“

Einer der richtungsgebenden Grundsätze der
DEUTSCHEN PRIVATVERSICHERUNG

ich nicht gedacht, wie konnte ich auch, du hattest Jan immer vorgezogen.“

„Vorgezogen, nein, ja. Jan war schneller da als ihr alle und war heiter und strahlend, das war es. Aber vorgezogen hab' ich ihn nicht, Jakob, ich kann es dir jetzt sagen.“

„Was war ich gegen Jan?“

„Jan griff nur schneller zu, das war alles.“

„Und außerdem war er schön und klug und gewandt.“

„Er war schnell und klug und gewandt! Er gehörte zu den Männern, die nicht lange in Jarsholm bleiben können, er mußte in die Ferne und wäre auch hinausgegangen und hätte viele Menschen erlebt und hätte viele Frauen glücklich gemacht. Aber Jan war nicht der Mann, der für ein Jarsholmer Mädchen taugte.“

„Nein, nein“, fuhr Antje nach einer Weile fort, „Jan war es nicht, ich habe Jan nicht vorgezogen. Er war schön und gewandt, ich aber suchte einen starken Mann, einen, der im Dorf blieb und arbeitete und zu seiner Frau gut war. Aber du, Jakob, gingst auf und davon.“

Antje tat einen Schritt zurück. Sie flüsterte jetzt, Jakob mußte die Ohren anstrengen, um zu verstehen.

„Ich dachte, er muß gehen, weil er schuldig ist. Und alle sprachen sie von der Sache, und wenn ich zu den Leuten trat, wurden sie stumm. Und schließlich kam Nielsen. Er war der erste, der bei mir anfragte, und deshalb sagte ich ja.“

Antje trat wieder nahe an Jakob heran, und Jakob entsetzte sich, so verzerrt sah ihr Gesicht aus.

„Und er ist ein guter Mann zu mir geworden, das kannst du mir glauben, und wir haben zwei Kinder, und es ist schließlich alles gut ausgelaufen. Ich habe es getragen und habe das Vergangene überwunden. Nur du, Jakob, du hättest nicht kommen sollen. Mir ist, als würde das Alte wieder geweckt, und es darf nicht geweckt werden. Es ist doch vorbei, das von damals, es ist alles aus. Aber nun bist du da. Du bist da, gut. Und weil du da bist, will ich wünschen, daß du glücklich wirst.“

Antje streckte ihre Hand aus. „Leb wohl, Jakob.“

„Wir gehen zusammen, Antje.“

Antje schüttelte den Kopf. „Niemand darf uns sehen. Niemand darf wissen, daß wir uns gesprochen haben, hörst du? Leb wohl, Jakob.“

Sie gaben sich die Hände. Wie die Hand einer Abgeschiedenen, kalt und leblos, war Antjes Hand. Antje trat schnell zurück. Sie stand schon ein paar Schritte tiefer am Hügel, ihre Knie waren von weißem Rauch umhüllt. Noch einmal sah Jakob ihr Gesicht, einen weißen Klecks mit schwarzen Flecken, ein fremdes Gesicht und fast das einer Abgeschiedenen. Dann war Antje verschwunden. Jakob hörte nicht einmal ihren Schritt. Rings war Totenstille und nichts als weißes, gelpenstiches Licht und die unruhige Klage der Regenpfeifer.

*

Niels, Antjes Mann, der gefährlichste Gegner der Genossenschaft, erfährt von Jakobs Heimkehr.

*

Der Knecht hatte eine merkwürdige Eigenschaft: er konnte Alkohol zu sich nehmen wie andere Leute Milch oder Saft, man merkte ihm nichts an. Für Jarsholm war dies mit ein Grund, ihm weder Achtung noch Vertrauen zu schenken. Trinken können mußte man schon, wollte man ein Kerl sein. Aber nie einen Kauf haben — Spinne, solchen Leuten war gut aus dem Wege zu gehen.

Während der Knecht mit Jakob, Möller Lois und Peter Porter am Tisch saß, hörte er aufmerksam zu, was geredet wurde. Sein weiches Gesicht war wie ein Schwamm, dem keiner ansah, was er in sich aufnahm. Indessen achtete er auf die Zeit, zu der Nielsen, sein Dienstherr, zurückkommen mußte, er erhob sich pünktlich und ging lautlos und mit seinem ewigen Lächeln hinaus auf den Anleger.

Da sah er auch schon das dunkle Segel, das zu Nielsens Boot gehörte, eben ließ es die Enge bei Kappeln hinter sich und kam in guter Fahrt auf Jarsholm zu. Poch, poch, poch, meldete sich der Motor in tadellosem Gleichtakt. Jawohl,



Die Ferienzeit

ist da! Wer nicht gespart, hat jetzt den Schaden. Zu welch' schönen Ferientagen verhilft oft ein kleines Sparguthaben, das nur zustande kam, weil jeder freie kleine Betrag sofort zu uns gebracht wurde.

Denke daran und spare beizeiten
bei der

Städtischen

Sparkasse zu Stettin

Magazinstraße 1

und ihren Nebenstellen:

- I. Moltkestraße 12,
- II. Am Bollwerk 12/14,
- III. Falkenwalder Straße 189,
- IV. Gießereistraße 23 a,
- V. Hohenzollernstraße 9,
- VI. Kreckower Straße 69,
- VII. Pötker Straße 58,
Schlachthof, Am Dünzig 1/8

Nielsens Boot war gut, kein zweites hatte einen so starken Motor, keins war auch so lang, die meisten Jarsholmer Boote maßen ihre 16 Meter höchstens, Nielsens aber war gute 20 Meter lang. Es hatte dementsprechend den größten Laderaum und war im übrigen so sorgfältig und mit so guten Zutaten gebaut wie eine Herrenjacht. Der alte Eilers, Antjes Vater, hatte es auf seiner Werft gebaut, er hatte es Nielsen und Antje zur Hochzeit geschenkt, auf 18 000 Mark schätzte damals der Brautvater die Gesehungskosten ein, die Löhne ungerechnet.

Das Boot machte eine tüchtige Bugwelle, als es so über die Bucht auf Jarsholm zustrebte, es lag breit im Wasser und hatte etwas von einem zornigen Bullen, wie es so muckst und schäumend seinen Weg machte. Jetzt schwenkte es von der Brücke fort, auf Nielsens Haus zu, und der Knecht verließ mit schaukelndem Schritt die Brücke. Er ging am Strand entlang und kletterte die Böschung herauf, die Nielsens Grundstück nach dem Wasser zu begrenzte. Hier pflegte Nielsen anzulegen, obwohl die Brücke Eigentum der Gemeinde war und die Kosten für ihre Unterhaltung von allen Gemeindegliedern erhoben wurden. Nielsen hatte das Recht wie jeder andere, die Brücke zu benutzen, aber er hatte das Glück, daß das Wasser vor seinem Grundstück tief genug war, daß man mit dem Boot dort anlegen konnte. So hatte er sich einen regelrechten Kai angelegt und eine eigene Bude zum Sortieren der Fische und zum Aufbewahren von Eis draufgestellt. Er konnte es sich leisten, den Jarsholmern zu zeigen, daß er ganz und gar allein fertig werden konnte.

Jetzt war das Boot auch schon da, es beschrieb eine Kurve und legte sich sanft, denn Nielsen steuerte gut, an die Betonmauer. Der Knecht war zur Stelle und fing das Tauende auf, das Nielsen ihm zuwarf. Darauf nahm er, ohne daß er oder Nielsen ein Wort sagte, entgegen, was Nielsen ihm zureichte. Rannen mit Rohöl, Garne zum Flicken der Netze, Farben, Teer und allerhand Kleinigkeiten. Nielsen kaufte alle diese Dinge selbst in Kappeln ein, er war der einzige in Jarsholm, der nicht durch die Genossenschaft bezog, wie er ja auch nicht durch die Genossenschaft verkaufte. Zuletzt sprang er selbst heraus, es sah ungeschickt aus und erinnerte an die schwerfälligen Bewegungen einer Ente. In Wahrheit war der schwarze Niels ein fehniger, zäher und gelenkiger Mann, aber er hatte von einem Hüftleiden in der Kindheit ein kurzes Bein zurückbehalten.

Nielsens hob die Mütze zurück und fragte: „Was los, Lorenz?“ Die Muskeln um seinen Mund spannten sich, wenn er sprach. Er schob das Rinn dabei vor und sah wie ein Raubvogel zu dem Knecht auf, der groß, schlaksig, mit baumelnden Armen und einem aufgelösten Gesicht vor seinem Dienstherrn stand.

Es gehörte zu den Obliegenheiten des Knechtes, daß er Nielsen über alles, was in Jarsholm geschah, und vor allem über das Gerede der Leute auf dem Laufenden hielt. Gern gehen waren ja beide nicht, aber dem Knecht machte es nichts aus, sich an der Börse, wie die Ecke an der Wirtschaft bei Jars hieß, unter die Fischer zu stellen und genau wie die anderen mit vergrabenen Händen dazustehen und den Priem von einer Ecke zur anderen zu schieben. Es machte ihm auch nichts aus, in die Wirtschaft zu gehen und sich zu den Gästen an den Tisch zu setzen und diesem oder jenem zuzutrinken. Da war überhaupt nichts, was ihm etwas ausmachte, Nielsen hätte ihm auftragen können, was er wollte. Ihm genügte, daß er regelmäßig sein Geld bekam und daß er sich um den morgigen Tag nicht zu sorgen hatte.

„Ja, was ist los?“ antwortete der Knecht. „Sie wollen dir ein Bein stellen, sagen sie.“ „Ein Bein stellen?“ Nielsens spitzes Gesicht schob sich noch weiter vor.

„Ja, das sagten so einige von den Jungen. Peter Mohr zum Beispiel mit seiner großen Klappe sagte, sie wollten dich jetzt aushungern. Du solltest in die Genossenschaft, oder sie wollten dich aushungern.“

Nielsens lachte breit. „Da kommen sie gerade richtig.“ Er lachte von neuem und schlug sich auf die Knie. Aushungern wollten die Brüder ihn, jetzt, als er gerade so weit war, sich von allem unabhängig zu machen.

„Die Jungen können mir, du weißt wohl Bescheid, Lorenz, kreuzweise, verstehst du?“

Mich aushungern, dachte Nielsen, es ist nicht wert, darüber nachzudenken. Die meinten gewiß, er war so dumm wie sie alle zusammen. Aber so schlimm war es nicht, ganz so schlimm war es doch nicht. In Wahrheit konnte er ein ganz klein bißchen weiter blicken als alle seine Kollegen. Er hatte zum Beispiel erkannt, daß die Genossenschaft ein Noß am Bein war und daß die Kommissionäre auf den Auktionsplätzen ausgemachte Gauner waren. Das war keine große Weisheit, aber sie genügte, um ihm einen Vorsprung über seine Kollegen zu verschaffen.

„Die sollen ruhig ihren Kopf in die Schlinge stecken, Lorenz, ich hab ihn rechtzeitig rausgezogen.“

So war es, der Fischer hatte seinen Kopf beim Kommissionär in der Schlinge, das heißt, er saß bei ihm in der Kreide, alle, die ganze Genossenschaft tat das, nur Nielsen nicht. Nielsen hatte erkannt, daß es so nicht ging. Er brachte zwar auch zuweilen etwas auf den Markt, je nachdem wie es ihm paßte und wie die Preise standen. Meistens aber verkaufte er selbst, er brauchte den Auktionär und die Fischhalle nicht. Er hatte seine kleinen Händler auf dem Lande sitzen, die nahmen ihm die Ware ab, er schickte auch selbst seinen Mann mit einem Wagen los und ließ die Fische in Dörfern und Flecken von Haus zu Haus bringen. Er räucherte auch selbst, was es zu räuchern gab, Heringe, Sprossen, Bücklinge, Makrelen, Dorsch, und brachte die Räucherfische zu seinen Kunden. Bei diesen Geschäften stand sich Nielsen nicht schlecht.

„Bleib' mal stehen“, sagte Nielsen, nachdem der Knecht Rannen und Pakete auf die Brücke gelegt hatte. Er packte ihm jetzt allerhand Tüten in den Arm, Kaffee, Zucker, Schokolade für die Kinder. Nielsen gab sich Mühe, ein guter Familienvater zu sein, er gab sich verzweifelte Mühe, das mußte man schon sagen. Wenn es irgend ging, brachte er eßbare Sachen, namentlich die feinen, Butter, Zucker und dergleichen, von seinen Fahrten mit und breitete sie feierlich wie zu einer Bescherung auf den Tisch. Seine Geschenke waren jedesmal eine stumme Werbung, aber sie fanden kein Gehör. Für Antje und die Kinder war er nie mehr gewesen als der Ernährer, allenfalls blickten sie mit Respekt und Stolz auf ihn, weil er es weiterbrachte als alle anderen. Sonst war er auch hier, in der Familie, der Mann, der einen dunklen Schatten vor sich herwarf, der schwarze Niels.

„So, Lorenz“, sagte er, nachdem er dem Knecht die kleinen Tüten und Pakete in den Arm gestopft hatte, „nun kannst du abhauen. Ist sonst noch was los?“

„Nichts.“

„Gar nichts?“

„Ja, doch“, sagte der Knecht. Er hatte seinen Trumpf bis zuletzt zurückbehalten. „Jakob Möller ist da“, sagte er und machte listige Augen. Keine gute Botschaft war das für Nielsen, soviel mußte er wohl.

„Hm.“ Nielsens Lippen zuckten. „Was will er?“

„Weiß man nicht.“

„Bleibt er?“

„Weiß man nicht.“

„Hat er Geld?“

„Soll er.“

„Geh.“

Der Knecht schaukelte den schmalen Gartenweg an der langen Wand der Netze herauf und trat ins Haus. Nielsen aber kletterte noch einmal ins Boot, er überflog den Motor und tat Öl auf die Kupplung und in das Getriebe. Er tat es mehr, um Zeit zu gewinnen. Die Nachricht, die der Knecht gebracht hatte, war wie ein Schlag gegen den Kopf gewesen. Jakob Möller — Jan Möller, einer von ihnen, sagten die Leute, hatte Antje besessen. Einen von beiden hatte der Tod geholt, der andere war gegangen. Da war er, Nielsen, gekommen, er hatte an sich gerissen, was andere zurückgelassen hatten, so war die Meinung der Leute. Nielsen hatte sich nicht dran gekehrt. Der eine war tot, der andere weit weg.

(Fortsetzung folgt.)

BUCHBESPRECHUNGEN

Hirtennovelle

Von Ernst Wiechert, Verlag Langen/Müller, München, Preis 2,20 RM.

Die rührende Geschichte des Hirtenjungen Michael. Man liebt sie mit innerer Anteilnahme und Begeisterung — man läßt sich von Wiechert durch das tiefgeschauten Leben des Dorfes führen und bewundert die fein gezeichneten Gestalten, von denen die psychologische Formung des Hirtenbuben ein wahres Meisterwerk ist. Man legt das Buch aus der Hand, um noch lange über das Schicksal des heldenhaften Michael nachzudenken. So warmherzig ist die Sprache Wiecherts, so mitreißend sein Erzählertalent und so stark sein Einfühlen in die Psyche einer heranwachsenden Jugend, daß ich die „Hirtennovelle“ ohne Unterbrechung zu Ende lesen mußte.
ri.

Die Horde Moris

Erzählung von Walter Bauer, Bruno-Cassirer-Verlag, Berlin, Preis 2,20 RM.

Jugend auf Fahrt, Jugend in ihrem kameradschaftlichen Zueinander, Jugend unter der Führung des Studenten Moris: das ist innerer und äußerer Rahmen zugleich der vier Erzählungen, die Walter Bauer zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfaßt. Das sind echte Knaben, deutsche Jungen, die hier ihren Weg ziehen, die auf großen und kleinen Fahrten zusammenhalten, bis Moris, der Führer — ein Mädchen kennenlernt. „Von diesem Tage an geschah es, daß Moris nicht mehr zu unserer Welt gehörte. Er war wie verzaubert, und wir waren zornig, wir erfahrungslos Eitlen, daß wir ihn nun zuweilen mit diesem Mädchen sahen.“ — Ein Büchlein, das alt und jung gefallen muß.
er

Herrscher und Helden germanischer Frühzeit

Von Felix Dahn, Philipp-Reclam-Verlag, Leipzig.

Es sind nicht viele, die von den großangelegten Arbeiten Dahns wissen, dessen 100. Geburtstag wir im Februar d. J. gedachten. Weitesten Kreisen bekannt ist er lediglich durch sein Heldenepos der Ostgoten „Kampf um Rom“. Und doch hat er neben vielem anderen in 20 Bänden das gesamte Quellenmaterial zur inneren und äußeren Geschichte der germanischen Reiche vom 5. bis 9. Jahrhundert verarbeitet und dargelegt. Aus der vierbändigen „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker“ sind die Bilder der germanischen Helden und Herrscher des obengenannten Buches entnommen, dessen Erscheinen Herausgeber wie Verlag zu danken ist. Gerade heute, wo wir endlich den Blick wieder in die Zeit unserer germanischen Vorfäter richten, müssen die Forschungen Dahns, obschon einiges durch neue Quellenfunde ergänzt ist, jedem empfohlen werden, dem es um die germanische Frühzeit zu tun ist: Lehrern und Schulungsleitern und der heranwachsenden Jugend. Sie werden eine Fülle interessanter Materials, den Geist echten Germanentums finden.
er.

Der Brautjucher

Ein heiterer Roman von Jörg Kitzel, Verlag Ernst Hofmann, Darmstadt, kart. 3 RM, Lw. 4,20 RM.

Das ist ein Sommerbuch voller Lachen und voller Spannung, wie es von dem rheinischen Humoristen auch nicht anders zu erwarten war. Da fährt Ernst Hellwig, der argentinische Großfarmer, in seine deutsche Heimat, um sich von hier seine Frau zu holen. Hamburg — Berlin — München — Rheinfahrt — und dazwischen Irrwege und Abenteuer und kriminalistische Sensationen, Wiedersehen mit der ersten Jugendliebe — bis er die findet, die er von Stadt zu Stadt gesucht: die berühmte Sängerin Kitty Broker. Und

alles spielt sich in drei Monaten ab, und doch so viel Liebeskonflikte —! Wie gesagt: echter Humor aus deutschem Gemüt quillt aus allen Seiten dieses Buches, das jedem Leser ein gerüttelt Maß froher Stunden bereiten wird.
er

Die Grammatik der Liebe

Erzählungen von Ivan Bunin, Bruno-Cassirer-Verlag, Berlin, geh. 3,50 RM, Lw. 5 RM.

Kleine Meisterwerke sind diese Liebeserzählungen Bunins, des Nobelpreisträgers 1933: voller psychologischer Zartheit und voller Leidenschaft und von solcher Reinheit, daß man gar nicht daran denkt, wie oft und wie verschiedenartig das ewig unerschöpfliche „Problem Liebe“ bereits behandelt worden ist. Erst darin offenbart sich der wirkliche Dichter, der die Tradition des russischen Realismus (Turgenjew — Tolstoi — Tschchow) lebendig hält. Wer „Im Anbruch der Tage“ gelesen hat, wird auch zu diesem neuen Buch greifen. Die eindringliche Melodie der Sprache, die Menschen und Schicksale und Leidenschaften so tief und mit reinsten Farben zu zeichnen weiß, wird ihn mitreißen und beglücken.
ri.

Deutsches Schicksal an der Memel

Die Wahrheit über das Memelland! Von Hellmuth Lenz, J. J. Lehmanns Verlag, München, geh. 1,50 RM.

Dieses vor kurzem erschienene Buch ist wie kaum ein anderes geeignet, den Fall Memel einer breitesten Leserschaft wahrheitsgetreu verständlich zu machen, ihr nochmals die Unvernunft und kleinliche Rachsucht des Versailler Diktats vor Augen zu führen. 2657 Quadratkilometer Land mit 141 000 fast durchweg deutsch gesinnten Einwohnern konnte Litauen vor aller Welt seinem Staate einverleiben. Wir wollen nicht ruhen, immer wieder der Schikane zu gedenken und der brutalen Vergewaltigung, die ein 2-Millionen-Volk einem 70-Millionen-Volk unter dem Schutze Versailles' antun konnte. Da ist die Schrift von Lenz eine wertvolle Stütze: Volkstümlich geschrieben, behandelt sie das Werden des Memellandes und seiner Bevölkerung durch 7 Jahrhunderte, kennzeichnet sie die litauische Gewaltherrschaft und fordert sie „Recht für die Memel“. Jeder Deutsche und besonders wir in der Ostmark sollten dieses aufschlußreiche Buch, das mit 30 Bildern und Karten an Wert noch gewinnt, mit ganzem Herzen lesen.
ri.

Asgard

Die Götterwelt unserer Ahnen (Karl-Thienemann-Verlag, Stuttgart. Preis 2,40 RM).

Wir sind heute gottlob soweit, daß wir unser Schauen tief in die Welt unserer Ahnen lenken, als uns mit der mehr oder weniger wesensfremden griechischen und römischen Sagen- und Mythenwelt zu befassen. Leopold Webers oben genanntes Buch führt besonders die deutsche Jugend in fesselnder Darstellung zu dem Götterglauben unserer germanischen Altvordern. Das Buch, obwohl bereits vor Jahren geschrieben, ist von derart wichtiger und anschaulicher Bildkraft, daß es gerade heute der Jugend aufs wärmste in die Hand gelegt werden kann.
er.

Das grüne Herz Deutschlands —

das ist Thüringen, der von der Natur so reich gesegnete, kulturgefüllte Raum in unseres Reiches Mitte. Wer dieses Jahr seine Sommerreise dahin macht, hat einen zuverlässigen Reisebegleiter in der neuen Auflage von Baedekers Reisehandbuch (239 Seiten, 63 Karten und Pläne; Leipzig 1935; 4,80 RM), das in bekannter Weise alles Wissenswerte knapp und übersichtlich zusammen-

faßt. Jeder kommt mit diesem Buch auf seine Kosten: der Autoreisende wie der „Kraft-durch-Freude“-Fahrer, der Wanderer wie der Sommerfrischler. Die reiche kartographische Ausstattung, ausgezeichnet und zuverlässig wie immer bei Baedeker, ersetzt allein ein ganzes Paket von Wanderkarten. Daß die Umwälzungen der letzten Jahre, bei denen ja gerade das Land Thüringen vielfach voranging (2. Reichsparteitag in Weimar 1926; erstes Ministeramt Fricks 1930; nationalsozialistische Regierung Sauckel 1932), sorgfältig berücksichtigt wurden, sei besonders hervorgehoben.

G. P.

Aus Zeitschriften

Im Juniheft der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“, Herausgeber Wilhelm Stapel und Albrecht Erich Günther (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), lesen wir eine Reihe gediegener Aufsätze geschichtlichen Inhaltes aus der Völkerwanderungs-, mehr noch aus der Karolingerzeit. Darin wird auch zu den Streitfragen, wie sie eine neu in der Entwicklung begriffene Geschichtsauffassung für die Beurteilung geschichtlicher Vorgänge aufgeworfen hat, Stellung genommen: Sollen wir in Karl, dem Frankenkaiser, den Großen oder den Sachsenschlächter sehen?, ist die Frage, an der sich viele, nun auch wissenschaftliche Gemüter erhitzen. Dabei sind diejenigen, die für die Größe Karls sprechen, in die Verteidigung gedrängt. Den Kernpunkt aller Angriffe auf die Größe Karls stellt das „Blutbad zu Verden“ dar. Die Rechtfertigung, die Hjalmar Rußleb in seinem Artikel „Das Blutgericht von Verden“ versucht, kann uns trotz des Hinweises auf die politischen Notwendigkeiten jener Zeit nicht überzeugen. Aufschlußreich und durchaus den Kern der Streitfrage treffend, sind dagegen die Ausführungen von Wilhelm Stapel selbst, die er in „Zum Streit um Kaiser Karls Größe“ mit spitziger Feder macht. Wir glauben, daß die Gegner der Größe Karls ihre Überzeugung weniger aus einer wissenschaftlichen Begründung politischer Notwendigkeiten, die doch nicht einwandfrei erkennbar sind, als aus einem instinktiv gefühlten Bedauern über den Verlust so vielen besten deutschen Blutes herleiten.

Das neue Schriftleitergesetz schreibt nicht wie die früheren Polizeiverordnungen Zeitungen und Zeitschriften die Grenze ihres Wirkens durch Verbote vor, sondern stellt dem Zeitungswesen seine politische und ständische Aufgabe überhaupt. Hans Schwarz van Berk bespricht in seinem Aufsatz „Zeitungs-Studenten“, erschienen in „Der deutsche Student“, Juniheft 1935 (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg), die neu eingerichtete Reichspresseschule in Berlin. Mit keiner bestehenden Hochschulart zu vergleichen, dient sie der Ausbildung des journalistischen Nachwuchses zu einem neuen Schriftleiterstande. „Der Zeitungsmann soll nicht mehr ein Mann, der Nachrichten sammelt, sichtet und ordnet, sein. Er ist der Mann, der mit der Regie des Wortes die große Regie der Geschehnisse und Ideen darzustellen und zu beflügeln hat. Die Reichspresseschule wertet nicht nach liberalistischen Bildungsbegriffen bloß die Leistung, sondern un-

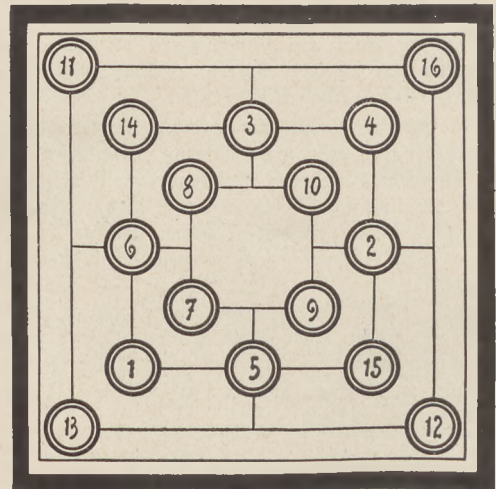
trennbar voneinander Charakter und Wissensbestand. Sie steht allen offen, die mindestens 21 Jahre alt sind und neun Monate in einer Schriftleitung tätig gewesen sind.“

Die „Schlesischen Monatshefte“, Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoftens, bringen in ihrem Juni-Heft eine ausführliche Würdigung Carl Hauptmanns von Johannes Reichelt: „Erinnerungen an Carl Hauptmann, den Dichter und Menschen, mit unbekanntem Brief- und Bildmaterial“. Hier lernen wir ihn als deutschen Menschen, Dramatiker, Lustspielreformer, Lyriker und Epiker kennen, der sich und sein Werk im Schatten des Bruders durchkämpft. Will Kramp, der uns schon aus seiner Königsberger Studentenzeit kein Unbekannter mehr ist, spricht aus, was die junge Generation von Sprache und Dichtung erwartet.

re.

Auflösung der Rätsel aus dem Juni-Heft:

Denksportaufgabe.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Osaka, 5. Obers, 10. Aida, 11. Erie, 12. Stall, 14. Efel, 15. Karst, 17. Gas, 20. Kodak, 24. Hummus, 26. Jesus, 28. Opal, 29. Rune, 30. Rente, 31. Endo.

Senkrecht: 1. Oase, 2. Sitz, 3. Aida, 4. Kalk, 6. Bett, 7. Erz, 8. Ried, 9. Sela, 13. Lagos, 14. Essai, 16. Rad, 18. Thor, 19. Hupe, 20. Kult, 21. Kern, 22. Cuno, 23. Iser, 25. Man, 27. Sud.

Denkaufgabe

$61 + 38 + 41 = 140$; dies ist das doppelte Alter aller drei. Vater und Mutter und Sohn sind demnach 70 Jahre alt. Das Alter des Vaters ist $70 - 38 = 32$ Jahre, das Alter der Mutter ist $70 - 41 = 29$ Jahre, das Alter des Sohnes ist $70 - 61 = 9$ Jahre.

LANDSCHAFTLICHE BANK FÜR POMMERN

(Central-Landschafts-Bank)



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech-Sammel-Nr. 254 21

Postcheck-Konto Stettin 1436

Körperschaft öffentlichen Rechts
Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluß der Mieter

Wohin im Sommer 1935?



Blick auf den Rosengarten mit Kurhaus

OSTSEEBAD KOLBERG

heilt durch See und
Sonne, Sole u. Moor!

130 km gute Autostraße
von Stettin! Sonntagsrück-
fahrkarten von überall!

Größte Zahl der Sonnen-
stunden in Norddeutschd. l
20 Solquellen (2,3-5,1‰)
Vorzügl. eingerichtete Kur-
anstalten, Hotels, Pension.,
Wohnungen u. Zimmer in
jeder Preislage, für jeden
Geschmack!

Ruhe und Erholung, aber
auch Musik, Theater, Sport!
Ausführliche Werbeschrift
durch die Kurverwaltung!



Bad Charlottenbrunn

„Schlesischer Gebirgskurort“
474-544 m hoch - Pauschal- und Vergünstigungskuren
Atmungsorgane, Niere, Nerven, Herz



Sommerfrische Tempelburg

die alte Ordensstadt am
großen Dratzigsee

Ausgangspunkt für Wande-
rungen in die ostpommersche
Seenplatte · Wassersport,
Angelsport, ausgedehnte An-
lagen · Gesunder und billiger
Aufenthalt

GESUNDHEIT durch das

Moor-Stahlbad Bad Polzin

Tausende leidender Volksgenossen wurden geheilt bei
**Gicht, Ischias, Rheumatismus, Frauen-
leiden usw.**

Alle Kurmittel, Bäder, Pension in jeder Kuranstalt.
Besucht das **Heilbad des Ostens Bad Polzin**
die Perle der Pommerschen Schweiz.

Herrliche große Parkanlagen, das Entzücken aller Besucher. 8 Sanatorien,
große Kurhäuser und Fremdenheime mitten im Kurpark gelegen. — Angel-
und Wassersport. — (Fordern Sie Prospekte von der Badeverwaltung).

Über Köslin
in die idyllischen
Ostseebäder

**Funkenhagen
Sorenbohm
Bauerhufen
Kleinmöllen
Großmöllen
Nest
Laase**

Prospekte durch die
Badeverwaltungen, den
Kösliner Verkehrsverein
und alle Reisebüros



Besucht das schöne NEUSTETTIN

den Erholungsort im
ostpommerschen
Seengebiet. Herrlich
am Streitigsee gelegen.
Ausgedehnte Parkanlagen
und Wälder, Wassersport
aller Art, Familienbade-
anstalten, med. Warmbad.
Werbeschriften durch den
Neustettiner
Verkehrsverein e. V.



Demmin

an der Peene, Trebel und Tollenfe

1236 - 1936

Die alte Garnison der Ulanen
Wafferport, Wald, Reitport

Idyllisch ruhig
liegt

Fischerkathen an der Ostsee

Wald, Dünen
steinfreier Strand

Prospekte:

Badeverwaltung und alle Reisebüros

Pyritz im Weizacker

die altertümliche Stadt mit
ihren vollständig erhal-
tenen Stadtmauern und
Türmen, umgeben von
blühenden Gärten, ladet
Sie zum Besuch ein.

Prospekte

von sämtlichen
deutschen Bädern

erhalten Sie durch „Das
Ballwerk“, Abt. Reisedienst,
Stettin, Breite Straße 51

Lubmin an der Ostsee



erwartet Sie
in diesem Sommer!
See — Sonne — Sand
Kiefernhochwald



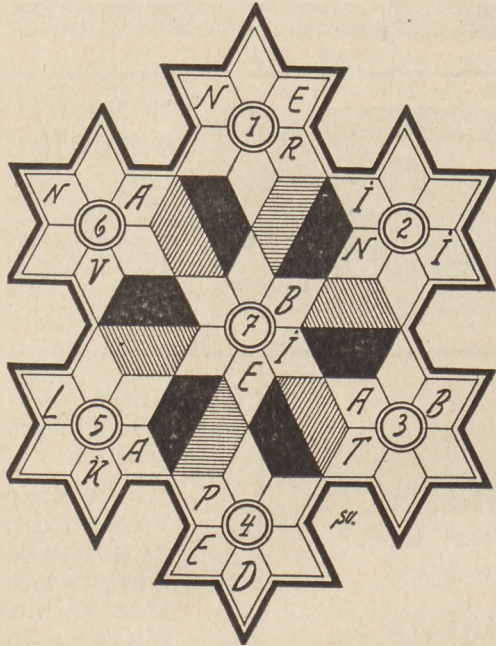
Rügenwalde

Die historische
Stadt
an der Ostsee

RÄTSEL

Siebengestirn

Jeder Stern trägt rund um seine Zahl eines der bezeichneten Wörter, deren Buchstaben zur Hälfte angegeben sind. Die einzusetzenden Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein Sprichwort.



1. Europäische Hauptstadt, 2. asiatisches Reich, 3. zweckbewusste Tätigkeit, 4. Haustier (Mehrzahl), 5. afrikanisches Raubtier, 6. Kirchensonntag, 7. Volksstamm der Sahara; ch = ein Buchstabe.

Silbenrätsel

a — an — bir — bre — bri — bu — cher — chl — chi — cho — de — der — dshun — e — ein — eis — ern — ga — gant — gau — ge — ge — i — in — ka — ke — lan — lek — lu — lu — ma — mi — na — na — ni — ni — nie — ob — ra — re — ri — rie — sekt — sen — ser — ta — tät — te — te — ther — ti — to — tos — tri — um — um — va — wa — wei — zi.

Aus obigen Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren dritte Buchstaben von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben (ch ist ein Buchstabe).

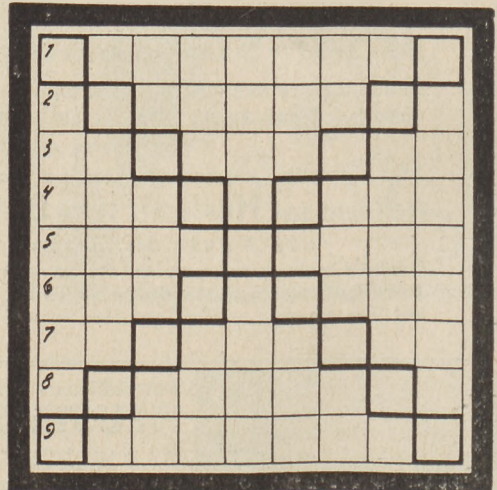
1. Spezialschiff
2. Kerbtier
3. europäischer Staat
4. argentiniischer Viehhirt
5. Sternwarte
6. Reformator
7. chinesisches Segelschiff
8. japanische Hafenstadt
9. Teil des Körpers
10. Frauennamen

11. Straßenräuber
12. Naturkraft
13. Stadt in Turkestan
14. landwirtschaftlicher Begriff
15. Teil der Sudeten
16. indischer Storchvogel
17. Metall
18. italienische Weinsorte
19. mittellitalienische Landschaft

Diagonalrätsel

Die Buchstaben: a a a b b b b d d e e e e e e e e e e e f g g g h h i i i i i i i k l l l l l l m m m n n n n n n n n n n o o o o o o r r r r r r s s s s s s t t t t t t t ü u sind so in die obenstehende Figur einzuordnen, daß die waagerechten Reihen Wörter mit folgender Bedeutung geben:

1. Sammelbezeichnung schriftstellerischer Erzeugnisse,
 2. Gemüße, 3. Teil des Mahlwerks, 4. Mädchenname,
 5. Gesichtsteil, 6. Vergütung für Hilfe in Seenot, 7. Teil der Mathematik, 8. Schnittmaterial, 9. Gebirge in Tirol.
- Die beiden Diagonalreihen nennen, von oben nach unten gelesen, zwei Opern von Richard Wagner.



Verlagsort: Stettin - Schriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295 97 - Hauptschriftleiter und verantwortlich für Kulturelles und Unterhaltung: Odo Ritter, Stettin; Stellvertreter und verantwortlich für Wirtschaft und Politik: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbelleiter Wilhelm Rode Stettin; für den Inhalt der Anzeigen verantwortlich: Harry Darmer - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11—12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. I. Vj. 6500. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin. — Pl. 5

Gas kühlt für Dich!

Im Hinblick auf die bevorstehende heiße Jahreszeit überlegt die sorgende Hausfrau, was zu tun ist, um die Speisen vor dem Verderben und die Familie vor Krankheit zu schützen. Es ist ihr bekannt, daß gerade im Sommer die Sauerlingssterblichkeit besonders groß ist, weil das Kind gar zu leicht mit der Nahrung zersetzende Bakterien trinkt. Wer hilft ihr in ihren Sorgen und Nöten sicher und ohne große Kosten

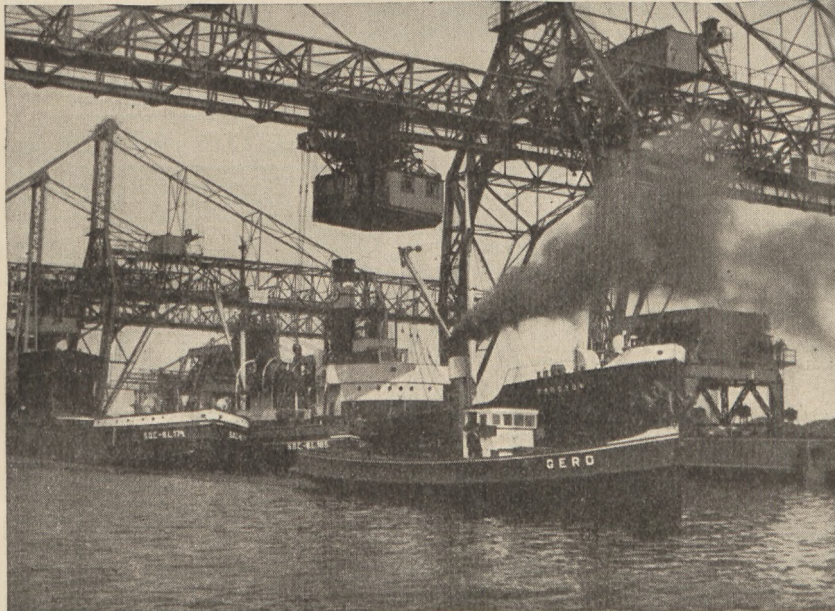
Der Gas-Kühlschrank

Er kühlt gleichmäßig und trocken, er erzeugt kein Schwitzwasser, das fäulniserrögend wirkt, er arbeitet lautlos und absolut sicher, er bedarf keinerlei Bedienung, ein einziges kleines Gasflämmchen besorgt den ganzen Kühlprozeß. • Hausfrauen, bedienen Sie sich dieses nie versagenden Helfers. **Der Kaufpreis ist bedeutend herabgesetzt worden.** Wir führen Ihnen den **Gas-Kühlschrank** kostenlos im Betriebe vor.

Gasgemeinschaft Städtische Werke A.-G.

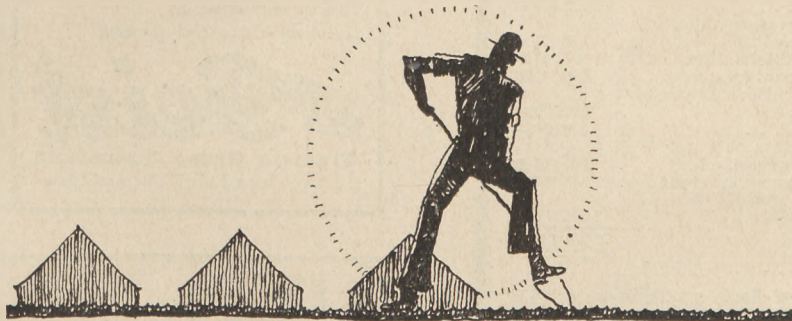
Stettin, Kleine Domstr. 20, Tel. 31909; Gr. Wollweberstr. 60/61, Tel. 30788; Jasenitzer Str. 3, Tel. 20797; Altdamm, Gollnow Str. 195, Tel. Altdamm 657; Finkenwalde, Adolf-Hitler-Str. 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstraße 33, Tel. Greifenhagen 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Str. 44, Tel. Stolzenhagen 48.

STETTIN



Massengut-
umschlagstelle
Reiherwerderhafen
15 - to - Verladebrücken

DER SEEHAFEN DES OSTRRAUMES



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN

STETTIN

STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

FELDMÜHLE,
Papier- u. Zellstoffwerke Aktiengesellschaft
Odermünde bei Stettin.

Abschluß am 31. Dezember 1934

AKTIVA		RM
Grundbesitz		3 504 000,—
Geschäfts- und Wohngebäude		1 708 000,—
Fabrikgebäude		7 541 000,—
Maschinen		8 162 000,—
Werkzeuge und Einrichtungen		14,—
Bahn- und Holzplatzanlagen		7,—
Beteiligung an der Koholyt AG		25 365 620,—
Beteiligung an der Dresdner Chromo- und Kunstdruck Papierfabrik AG		4 844 070,—
Sonstige Beteiligungen		22,—
Wechsel, Schecks, Kassenbestände		415 192,58
Guthaben bei Banken		358 332,34
Wertpapiere und eigene Aktien		69 821,38
Forderung aus Warenlieferungen		6 754 935,22
Forderung an abhäng. Gesellsch.		494 068,06
Sonstige Forderungen		832 400,26
Zeleistete Anzahlungen		633 175,70
Hypotheken		90 114,40
Roh- und Betriebsstoffe und Ersatzteile		9 432 095,73
Halb- und Fertigfabrikate		1 813 543,36
Rechnungsabgrenzungsposten		232 786,43
		<u>72 251 188,46</u>

Bürgschaften 7 990,—

PASSIVA		RM
Stamm-Aktienkapital		29 400 000,—
Vorzugs-Aktienkapital		600 000,—
Gesetzliche Rücklage		3 290 200,—
Rückstellung für Währungsverpflichtungen und Ausfälle		3 561 989,55
Englische Anleihe		1 104 594,02
Mittelfristiges Darlehn		9 510 094,50
Sparkasse		187 667,53
Angestellten-Hilfsfonds		878 800,—
Arbeiter-Hilfsfonds		100 000,—
Nicht abgehobene Dividende		26 793,—
Bankschulden		11 277 348,02
Akzepte		1 643 251,05
Verbindlichkeiten aus Warenlieferungen		3 582 066,97
Verbindlichkeiten gegenüber abhängigen Gesellschaften		115 911,07
Sonstige Verbindlichkeiten		1 547 359,88
Empfangene Anzahlungen		206 519,23
Rückstellung für Berufsgenossenschaftsbeiträge		224 000,—
Hypotheken		200 000,—
Verrechnungs-Konto mit der Koholyt Aktiengesellschaft		741 607,44
Rechnungsabgrenzungsposten		1 536 106,86
Gewinn 1934 einschließlich Vortrag aus 1933		2 516 879,24
		<u>72 251 188,46</u>

Bürgschaften 7 990,—

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1934

SOLL		RM
Löhne und Gehälter		16 628 386,41
Soziale Abgaben		1 174 675,98
Abschreibungen auf Anlagen		1 568 130,29
Zuweisung an das Werkerhaltungs-Konto der Koholyt AG		1 286 352,80
Anderer Abschreibungen (einschl. 1 667 067,62 RM Abschreibungen auf Ersatzteile Feldmühle und Koholyt)		2 207 384,30
Zinsen		1 355 940,16
Besitzsteuern		984 266,99
Anderer Steuern		1 218 532,39
Sonstige Aufwendungen		8 105 696,39
Gewinn 1934 einschl. 331 218,33 RM Vortrag aus 1933		2 516 879,24
		<u>37 046 244,95</u>

HABEN		RM
Vortrag aus 1933		331 218,33
Erträge nach Abzug der Aufwendungen für Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffe		35 554 740,61
Außerordentliche Erträge		1 160 286,01
		<u>37 046 244,95</u>

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI
ROTATIONSDRUCK
STEIN- U. OFFSETDRUCK
GROSSBUCHBINDEREI
LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCK
IST BESTE QUALITÄTSARBEIT

Klage nie über Mißgeschick
ein Los von Geist bringt oft das Glück



Stettin, Grüne Schanze 14
Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet

Staatlich
amerik. Massageschule
Dr. med. **Rohrbach**
Kassel - Wilhelmshöhe
Prospekt — Rückporto

Verlangen Sie bitte überall

in Gaststätten und
bei Zeitungshändlern

die Pommerische Zeitung

Sie helfen dadurch
mit, die Zeitung, die
gewiß auch Ihren Inter-
essen oft dient, noch
weiter zu verbreiten.

DIE BANK



für jeden Stand

Provinzialbank Pommern

Girozentrale
Landesbank

Stettin, Luisenstraße 13
Stolp i. P., Kaufmannswall 6
Stralsund, Alter Markt 4

An sämtlichen Schaltern: Verkauf von Losen der Geldlotterie für Arbeitsbeschaffung (3. Auflage)

Vor der Reise



eine

Heimschutzversicherung

bei der

POMMERSCHEN FEUERSOZIETÄT

Öffentlich-rechtliche Versicherungsanstalt

gegründet 1719



Stettin — Pölitzer Straße 1 — Ruf 254 41